1,60 DM / Band 301
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

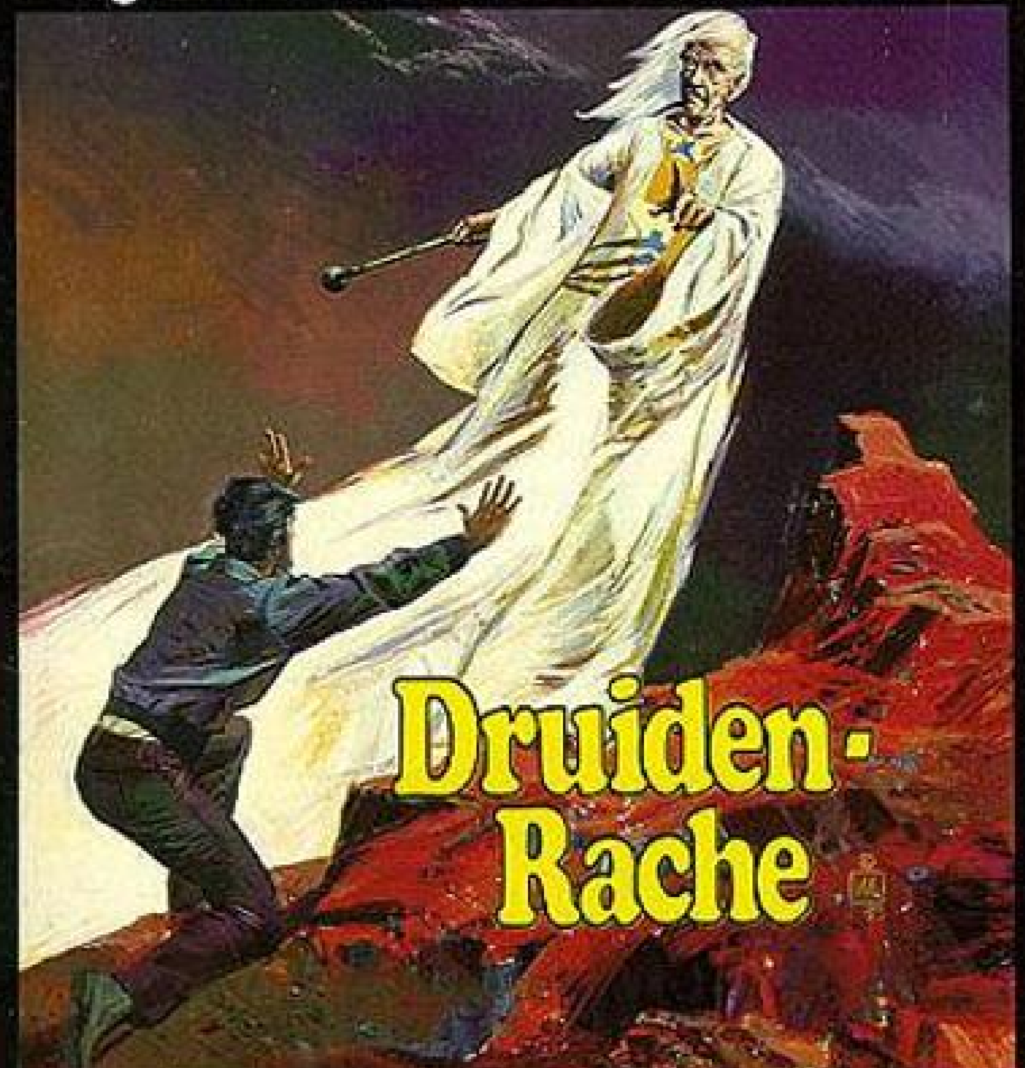
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxembourg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Druiden-Rache

John Sinclair Nr. 301

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 10.04.1984

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Druiden-Rache

Sie kamen von Westen, aus dem Dunkel, und sie waren noch schwärzer als die tiefe Finsternis der Dezembernacht. Dabei bewegten sie sich lautlos, nicht einmal ein Rauschen war zu hören, nur der Himmel schien sich geöffnet zu haben, um sie zu entlassen.

Sie wollten unter sich sein, niemand sollte sie sehen, deshalb hatten sie sich getarnt und sich dieses einsame Gelände ausgesucht, von dem Leute, die es angeblich wissen mußten, behaupteten, es läge am Ende der Welt. Allmählich schwebte das große Himmelsschiff näher. Wie ein gewaltiger schwarzer Riese wirkte es, als es über dem Gelände zur Ruhe kam. Nichts rührte sich.

Das Himmelsschiff blieb in der Schwebe. Kein Licht blinkte in seinem Innern, jedenfalls drang nichts nach draußen, bis sich zwei Klappen am Boden des Schiffes öffneten…

Auch da war kein Geräusch zu hören, doch im nächsten Augenblick schienen die Klappen in ihrem Innern zu explodieren. Grelle Lichtlanzen stachen in die Tiefe. Sie zerrissen die Dunkelheit und überfluteten mit blendender Helle die Landschaft.

Plötzlich sah es nicht mehr so leer und tot aus. Wurden Steine aus der Finsternis geholt, gab es Hügel und Wälder zu sehen, Buschgruppen und Abhänge.

In entgegengesetzte Richtungen drehten sich die beiden Scheinwerfer am Boden des Himmelschiffes. Die Strahlen tasteten sich vor, sie begannen zu wandern und warfen ihr grelles Licht über den Boden, um auch jede Falte hervorholen zu können.

Die anderen beobachteten genau. Nichts entging ihnen, nicht einmal ein aufgeschreckter Hase, der fluchtartig das Weite suchte, aber nach wenigen Sprüngen bereits sein Leben verlor.

Ein Lichtstrahl schoß hervor. Noch greller als die Sonne, stark gebündelt, Laser.

Und der Strahl traf.

Der Hase wurde während des Sprungs verdampft, wie es in der Fachsprache heißt.

Nichts blieb mehr zurück.

Nicht einmal ein Blutstropfen.

Es war das einzige Tier, das sich innerhalb der Lichtfülle aufgehalten hatte. Die anderen waren entweder in einen Winterschlaf gefallen oder hatten sich fluchtartig versteckt.

Das Himmelsschiff blieb noch in der Luft stehen. Bewegungslos, ohne zu zittern oder zu vibrieren. Nach einer Weile ruckte es kurz an und senkte sich allmählich zur Landung.

Auch dies geschah völlig lautlos. Ein gespenstischer Vorgang, der wunderbar in einen SF-Film gepasst hätte, aber nicht in die Wirklichkeit.

Die Lichtkreise wurden durch die sich verändernde Perspektive enger, doch sie leuchteten den Landeplatz des seltsamen Himmelsschiffes völlig aus.

Kontakt mit dem Boden.

Zwei große Kufen fingen das Gewicht der »Maschine« ab, und wenig später, als der Flugkörper einen sicheren Stand besaß, verloschen auch die Scheinwerfer.

Die Nacht breitete wieder ihren schwarzen Mantel über den Gegenstand aus, der sich, einmal gelandet, wie ein kompakter Schatten vom Boden her abhob.

Und so blieb er stehen.

Minuten vergingen.

Kein Geräusch war zu hören. Selbst der Nachtwind schien die Ruhe des Fremdkörpers nicht stören zu wollen und war eingeschlafen.

Wäre jemand näher an diesen Gegenstand herangegangen, so hätte er am Rumpf doch etwas sehen können. Künstliche Augen, Fernsehaugen, die auch in der Dunkelheit sehen konnten und das Umfeld der seltsamen Maschine überwachten.

Das Flugobjekt war mit allem ausgerüstet. Hier hatte modernste Technik Pate gestanden.

Noch tat sich nichts, die Augen beobachteten weiter. Erst als sie nichts als eine leere Landschaft meldeten, öffnete sich am Bug des Flugobjekts eine Klappe.

Sie war in der Form mit dem Ein- oder Ausstieg eines Hubschraubers zu vergleichen, und auch die Kufen erinnerten an dieses völlig normale Fluggerät.

Etwas war allerdings anders. Der wesentlich spitzere Bug sowie die Form. Sie war nicht mehr bananenförmig, sondern noch flacher zum Heck hin ausgezogen.

Aus dem Einstieg schob sich eine Leiter.

Sie war aus mehreren Teilen zusammengesetzt, die nun auseinander glitten, so daß die Leiter in die Tiefe gleiten konnte, wobei sie mit zwei sich unten verbreiternden Stäben den Boden berührte und so ihren Halt bekam.

Jetzt, wo die Tür offen stand, war zu erkennen, daß es im Innern des seltsamen Hubschraubers doch nicht so dunkel war. Grüne Cockpit-Beleuchtung schimmerte geheimnisvoll, und ihr Schein wurde plötzlich unterbrochen, als sich die erste Gestalt dem Ausstieg näherte.

Es war ein Mensch. Geduckt ging er, erreichte die Leiter, schwang sich geschmeidig herum und kletterte geschickt die Sprossen nach unten. Neben der Leiter blieb er stehen, hob seine Arme leicht an, und aus ihnen schaute etwas Langes hervor, das fatal an einen Waffenlauf erinnerte.

Der Mann sicherte den Ausstieg der anderen, denn er war nicht allein, noch drei weitere dunkel gekleidete Gestalten verließen die Maschine, blieben kurz stehen und nickten sich zu.

Dann schritten sie vor Sie blieben nebeneinander.

Kaum ein Laut war zu hören. Wintergras dampfte ihre Schritte.

Drohend und gefährlich wirkten die vier. Selbst von den Gesichtern war nichts zu sehen.

Hatte die Invasion von den Sternen schon begonnen?

Das dachte auch Peter Gall, der auf einem kleinen Hügel lag, von windzerfressenen Steinen geschützt wurde und in die Mulde hineinschaute, in der das seltsame Flugobjekt gelandet war.

Erst vor drei Wochen hatte Peter den Film »Rückkehr der Jedi-Ritter« gesehen. Mit all seinen wundersamen Gestalten, die so schrecklich oder auch so schön sein konnten, je nach dem, mit welchen Augen man den Film betrachtete Peter Gall hatte sich von der Atmosphäre

des Streifens einfangen lassen. Filme dieser Art brachten ihm, dem Landschaftsmaler und Bauern, viel. Davon konnte er tagelang träumen und seiner eigenen Phantasie freien Lauf lassen.

Wie gern würde er mit den Filmemachern tauschen, aber ihm war nur der kleine Cotton geblieben und natürlich die Malerei. In seiner knappen Freizeit brachte er die wildromantische Landschaft Cornwalls auf die Leinwand und da hinein zeichnete er die fremden Raumschiffe und Schreckenswesen, die angeblich von fremden Sternen gekommen waren und heute noch in der Erde des Landes wohnen sollten.

In den Felsen, den Höhlen, unter jedem Hügel und Berg. Alles hatte hier seine Geschichte.

Peter kannte sich aus. Manchmal erzählte er sie auch, aber er hatte nur seine Mutter, die ihm zuhörte und die stets den Kopf schüttelte, bevor sie zu sagen pflegte: »Junge, du bist ein unverbesserlicher Phantast. Ein lieber Spinner, aber denk endlich mal realistisch. Suche dir eine Frau! Du bist bald 25, und ich lebe auch nicht ewig.«

»Ich warte auf die Sternenprinzessin, und ich habe ja dich«, gab Peter immer zur Antwort, worauf seine Mutter anfing zu lachen.

Seit dem Tode des Vaters vor zwei Jahren sorgte Peter für seine liebe alte Dame, die sich um ihren Sohn ernste Gedanken machte, weil er so anders war als die übrigen Jugendlichen aus der näheren Umgebung oder den Städten.

Sie sagte wenig, obwohl ihr die nächtlichen Ausflüge des Sohnes nicht gefielen und sie sich Sorgen machte, aber Peter war jedes Mal zurückgekehrt, denn er kannte die Gegend, schließlich war er hier aufgewachsen.

Als einen netten Spinner oder als einen Phantasten hatte die Mutter ihren Peter immer bezeichnet. Aber war das, was er mit eigenen Augen sah, wirklich Phantasie?

Nein, das war Realität. Da war etwas lautlos vom Himmel gekommen, das aussah wie ein fremdes Raumschiff, und ausgerechnet Peter Gall hatte es gesehen.

Er fieberte.

Auf dem Bauch lag er, spürte weder die Nässe des Bodens und auch nicht die Kühle der Nacht, die unheimlichen Vorgänge hatten ihn zu sehr in den Bann gezogen. Dieses seltsame Flugobjekt sah wirklich aus wie ein fremdes Raumschiff, und Peter wußte, daß er schon ein ähnliches gemalt hatte.

Noch stand es still, und Peter, der jetzt sein Nachtglas vor die Augen hielt, sah es dicht vor sich. Und auch das plötzliche Licht, als es zur Landung ansetzte.

Peter hielt den Atem an.

Er war innerlich so erregt, daß er das Glas nicht mehr halten konnte und es zur Seite legte. Aus normalen Augen beobachtete er die

Landung, die ebenfalls völlig lautlos ablief, und er sah auch, wie ein noch hellerer Strahl aus der Lichtfülle herausschoss und irgendein Ziel traf. Was es war, konnte er nicht erkennen, es war auch nicht so interessant, denn aus einer nun offenen Luke schob sich eine Leiter, damit die Besatzung aus dem Schiff steigen konnte.

Menschliche Gestalten auf den ersten Blick. Auch waren sie bewaffnet. Die Instrumente sahen aus wie Gewehre, und die Zunge des Peter Gall fuhr aufgeregt über die Lippen.

Es war unwahrscheinlich, was er da beobachtete. Die Invasion eines Raumschiffes. Vielleicht kam es aus einer fernen Galaxis, Tausende von Lichtjahren entfernt, und Peter wurde es ganz anders.

Wie lange und wie oft hatte er davon geträumt? Ihm, ausgerechnet ihm, war es gelungen, das zu beobachten, von dem die Welt träumte.

Er konnte kaum atmen. Sein Herzschlag hatte sich beschleunigt.

Peter wischte sich über die Augen und spürte die Tränen der Freude.

Vier Außerirdische hatten das seltsame Sternenschiff jetzt verlassen. Für Peter gab es überhaupt keine Diskussion. Er hatte es mit Außerirdischen zu tun, wer von den Menschen würde schon mitten in der Nacht auf so geheimnisvolle Art landen.

Es war fantastisch.

Wie in den Filmen.

Und wie in den Filmen, so bewegten sich die schwarz gekleideten Wesen auch voran. Sie blieben zusammen, gingen in einer Reihe und steuerten den Hügel an, auf dessen runder Kappe Peter Gall lag und aus großen Augen beobachtete.

Sie kamen näher und bewegten sich vorsichtig und unsicher, als wären sie in einer fremden Welt.

Wenn sie so weitergingen und den Hügel hinaufschritten, mußten sie Peter erreichen.

Das erkannte der junge Bauer und Hobbymaler sehr genau, und seltsamerweise bereitete ihm der Gedanke daran weder Angst noch Schrecken.

Nur Erwartung.

Für ihn war ein Traum in Erfüllung gegangen. In langen Nächten hatte er sich stets vorgestellt, wie es sein würde, wenn er einmal außerirdischen Wesen begegnete.

Er hatte alle Möglichkeiten durchgespielt. Vor allen Dingen wollte er keine Angst zeigen und auch seine friedliche Absicht dokumentieren. Diese Zeichen würden sicherlich auch irgendwo in der fernen Galaxis verstanden werden.

Noch waren sie nicht nahe genug heran und hätten sich vielleicht erschreckt, wenn er jetzt schon aufgestanden wäre, so wartete Peter noch etwas.

Seine Erregung steigerte sich. Er konnte nicht mehr ruhig liegen

bleiben, steckte das Fernglas in die rechte Seitentasche der Parka-Jacke und hockte sich hin.

Jetzt konnte er sie besser erkennen, denn sein Blickwinkel war ein anderer geworden.

Sie waren auch weiterhin dicht beisammen geblieben, und Peter Gall sah die dunklen Anzüge, die sie trugen. Sie wirkten darin so, wie man sich die Weltraumfahrer vorstellte. Ihre Köpfe waren unter den ebenfalls dunklen Helmen verborgen. Wenn sie miteinander redeten, geschah dies durch die im Innern der Helme eingebauten Mikrofone.

Einer setzte sich von den drei übrigen ein wenig ab. Er blieb nach einigen Schritten stehen und deutete den Hügel hoch. Wahrscheinlich hatte er dabei irgend etwas zu den übrigen Männern gesagt, denn die drei Helme bewegten sich nickend.

Peter Gall hatte sich geduckt, als er die Bewegung sah. Er wußte selbst nicht, weshalb er das tat, jetzt hätte er sich zeigen können, doch eine seltsame Furcht hielt ihn davon ab. Und seine innere Stimme hatte sich gemeldet. Sie warnte ihn.

Lauf weg, Peter. Nach Hause! Schnell, noch hast du eine Chance, Junge. Rasch…

Peter blieb sitzen. Er hatte stets auf seine innere Stimme gehört.

Als sehr sensitiv veranlagter Mensch war er geradezu verpflichtet, so etwas zu tun, doch diesmal widerstand er den inneren Warnungen und hörte nicht.

Er blieb.

Allerdings traute er sich nicht mehr aus der Deckung hervor, und nur seine Hände bewegten sich.

Jetzt hörte er sie.

Ihre Schritte oder die Echos pflanzten sich dumpf fort. Die Schwingungen erreichten auch seine Ohren. Je stärker sie wurden, umso intensiver empfand er sie. Für ihn ein Beweis, daß sie sich immer mehr seinem Standort näherten.

Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten sie auch die Kuppe des kleinen Hügels erreicht.

Jetzt war es zu spät, um wegzulaufen. Ob er wollte oder nicht, Peter mußte sich dem Unbekannten stellen.

Hoffentlich reagierten sie friedlich. Hoffentlich!

Der junge Mann zitterte. Diesmal vor Angst. Seine innere Stimme zeigte sich dafür verantwortlich, und er drehte sich langsam auf die Seite, so daß er in die Höhe schauen konnte.

Ein Schatten berührte ihn.

Weit riß er die Augen auf. Den rechten Arm hatte er vorgestreckt.

Er hing starr in der Luft, denn Peter schaffte es einfach nicht, sich zu bewegen. Seinen Kopf hatte er in den Nacken gelegt, schaute in die Höhe, und der Anführer dieser Invasoren hielt ihn gesenkt. So mußte

es zwangsläufig geschehen, daß sich ihre Blicke trafen.

Durch das graue Sichtvisier erkannte Peter ein menschliches Gesicht. Die Züge verschwammen ein wenig, sie wirkten breit, verwaschen. Dennoch schaute Peter in ein Augenpaar. Und er glaubte sogar, die Überraschung darin zu lesen, denn mit einer Begegnung hatten die anderen sicherlich nicht gerechnet.

Sekundenlang geschah nichts. Sie starrten sich nur an, und die Mündung der seltsamen Waffe deutete über den am Boden liegenden Peter Gall hinweg.

Zeit verstrich.

Die restlichen drei Invasoren kamen herbei. Auch sie hatten mit einer Bewegung nicht gerechnet, blieben abrupt stehen und schüttelten sogar leicht die Köpfe.

Peter riß sich zusammen. Er erinnerte sich an das, was er sich in den langen Nächten immer ausgedacht hatte, sollte es einmal zu einem Treffen mit Außerirdischen kommen. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, und ein geflüstertes »Hallo« drang über seine Lippen, wobei er hoffte, daß die anderen auch seine friedliche Absicht erkannten.

Sie rührten sich nicht.

»Ich bin ein Freund!« formulierte Peter, drückte seinen Körper ein wenig zurück und stand auf.

Die anderen ließen ihn. Peter war heilfroh. Sie hätten längst die Chance gehabt, ihn umzubringen. Daß sie es nicht getan hatten, ließ Hoffnung in ihm aufkeimen und zugleich ein gewisses Gefühl der Sicherheit.

Um seine lautere Absicht zu dokumentieren, hob er beide Hände.

Diese Geste mußte einfach verstanden werden.

Jetzt erst bewegten sich die anderen. Sie drehten nur ihre Köpfe und schauten sich an.

Da Peter ziemlich nahe bei ihnen stand, sah er auch die Bewegungen ihrer Lippen. Sie unterhielten sich also. Wahrscheinlich über ihn. Was sie allerdings sagten, konnte er nicht verstehen.

Dabei sahen sie aus wie Menschen.

Die Eindringlinge gaben Peter die Gelegenheit, sie sehr genau anzuschauen. Sie machten überhaupt nicht den Eindruck, als kämen sie aus irgendeiner fernen Galaxis und hätten Tausende von Lichtjahren zurückgelegt. So hatte er sich die Invasoren einer anderen Welt eigentlich nie vorgestellt.

Sollten es *doch* Menschen sein?

Es waren Menschen und keine Wesen aus einer anderen Welt.

Das bekam Peter schon in den nächsten Sekunden zu hören. Die Helme besaßen auch Außenmikros. Aus einem von ihnen schallte dem jungen Mann eine Stimme entgegen.

»Was suchst du hier?«

»Nichts, Sir, nichts…«
»Natürlich.«
»Nein, ich verspreche Ihnen…«
»Halt den Mund! Du hast dich in diesem Gebiet herumgetrieben, was verboten ist. Deshalb wirst du die Folgen tragen müssen. Tut mir leid für dich, mein Junge, aber wir haben unsere Order!«
Peter verstand. »Was… was wollt ihr?« flüsterte er.
»Wir können keine Zeugen gebrauchen. Es steht einfach zuviel auf dem Spiel. Das musst du verstehen, Junge. Tut mir wirklich leid. Du hättest zu Hause bleiben sollen!«
Peter begriff. »Wollt ihr mich?« Er schluckte. »Wollt ihr mich wirklich…?«
»Verschwinde, Junge!«
Peter Gall zögerte noch. Meinte der Mann es ernst, oder hatte er das nur aus Spaß gesagt?
»Geh!«
Trotz der Verzerrung durch das Mikro vernahm Peter aus dem Klang der Stimme, daß dieser Mann es kein zweites mal sagen würde. Er bot ihm gewissermaßen die letzte Chance.
Peter nahm sie an.
Er warf sich auf dem Absatz herum. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so beeilt. Er floh vor dem Unbekannten, dem Schrecklichen, und er konnte auf dem feuchten Boden das Gleichgewicht nicht mehr halten, so daß es kam, wie es kommen mußte.
Peter rutschte aus, fiel, überschlug sich, rutschte weiter, spürte den Schmutz, die Feuchtigkeit und das Gras auf den Lippen und kam endlich zur Ruhe, weil er seine Arme ausgebreitet hatte.
Die Männer standen noch immer auf der Hügelkuppe. Sie hatten sich nicht einmal bewegt, bis auf eine Kleinigkeit.
Ihre Gewehre deuteten schräg nach unten.
Als Peter das begriff, war es für ihn bereits zu spät. Die Männer hatten davon gesprochen, daß sie keine Zeugen gebrauchen konnten, und daran hielten sie sich.
Sie schossen.
Hatte es zuvor einen Hasen getroffen, so erwischte es jetzt einen Menschen.
Peter Gall schaute noch in die grellen Lichter hinein, denn alle vier hatten abgedrückt.
Dann spürte er den Schmerz.
Grausam, alles zerreißend und versengend. Doch da gab es ihn bereits nicht mehr.
Peter Gall war verdampft worden.
Ausgelöscht.
Ohne Rückstände.

Bis auf eine entscheidende Kleinigkeit. Völlig hatte das Blut des Menschen nicht verdampft werden können.

Ein Teil davon versickerte in den Boden, fand Mittel und Wege, um tiefer in den Hügel zu gelangen.

Aber davon wußten die vier nichts. Sie hätten auch darüber gelacht, denn wer glaubte schon an Magie?

***

Sieben Dolche für den Teufel.

Jetzt waren es nur noch sechs, denn einen hatten wir inzwischen zurückbekommen. Eigentlich nicht wir, sondern Mandra Korab, unser indischer Freund, der uns zu Hilfe gerufen hatte, damit wir ihn unterstützten, die Waffen zu finden.

Einen Dolch hatten wir gefunden. In der Toscana, einem wunderbaren Landstrich Italiens, hatte er sich in der Hand eines Arztes befunden, der durch ihn zu einem Wunderheiler-Ruf gelangt war.[1]

Dass er damit gleichzeitig auch das Grauen erweckte, war ihm nicht bewußt geworden. Anschließend jedoch war es zu spät, darüber nachzudenken, da konnte er den Schrecken nicht mehr stoppen, denn ein Monster aus der indischen Mythologie, das man den Menschenschlinger nannte, war dabei gewesen, die Klinik samt der darin wohnenden Patienten zu verschlingen.

Mandra, Suko und mir war es gelungen, das Monstrum und dessen Ausbreitung zu stoppen. So recht hatten Suko und ich es noch immer nicht verstanden, und Mandra wollte uns eine gewisse Aufklärung geben, sobald er Zeit fand.

Das geschah in London.

Wir hatten Italien verlassen können, ohne großartig mit den Behörden in Kontakt zu treten. Was in der Klinik geschehen war, darüber wollte man den Mantel des Vergessens breiten, was uns verständlicherweise mehr als recht war.

Da wir Mandra Korab versprochen hatten, ihm zu helfen, war es klar, daß er so lange bei uns blieb, bis wir die Dolche gefunden hatten. Und das waren noch sechs.

Verdammt viel.

Der Inder gab es selbst zu. »Sie können überall auf der Welt oder in anderen Dimensionen sein«, sagte er und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.«

Wir saßen in meiner Wohnung zusammen und diskutierten den Fall noch einmal durch.

»Wer kann sie dir denn genommen haben?« fragte ich.

Er hob die Schultern. »Jeder Mächtige kommt eigentlich dafür in Frage, John.«

»Und aus welchem Grund?«
»Um noch mächtiger zu werden.«
Suko hob die Schultern und schlug ein Bein über das andere. »Ich kann mir nicht helfen, Freunde, aber ich glaube, daß die Dolche in diesen gewaltigen Kreislauf hineingeraten sind, der uns auch in den letzten Wochen geschluckt hat.«
»Wie meinst du das?«
Suko lächelte schmal und schaute Mandra an. »Irgendwo treffen sich doch alle Mythologien. Und zwar dort, wo alles einmal seinen Anfang genommen hat…«
»Zu Beginn der Welt«, sagte ich.
»So gewaltig der Gedanke auch ist, wir können davon ausgehen. Ob Wischnu, Luzifer, Asmodis, Emma-Hoo, so heißen die Herrscher der Hölle doch in den verschiedenen Mythologien, irgendwie sind sie sich alle gleich, und meines Erachtens greift da ein Rädchen in das andere. Wir sollten die Sache einmal von dieser Warte aus betrachten.«
»Ich meine allerdings, daß wir uns besser mit der Entstehung der Dolche beschäftigen sollten, wenn ihr versteht«, schnitt ich ein anderes Thema an.
»Natürlich«, gab Mandra zu. »Leider kann ich dir da nicht viel helfen. Der Gott Wischnu hat sie aus den Armen sterbender Dämonen gefertigt, das ist alles.«
»Und in den Armen befand sich noch eine Magie, die er nicht mehr ganz hatte ausschalten können«, fuhr ich fort.
»Wie kommst du darauf, John?«
»Hätte der eine Dolch sonst in unserem Sinne negativ reagiert?« fragte ich den indischen Freund.
»Das stimmt.«
»Die reagieren wie ein Pendel. Sie schlagen nach beiden Seiten aus. Dabei kommt es immer auf den Besitzer an. In deinen Händen, Mandra, würden sie nichts Böses gegen irgend jemand unternehmen. Hat sie jedoch ein anderer in Besitz, sieht es schon schlimmer aus. Dafür war Dr. Varese das beste Beispiel. Der ehemalige Dämon, dieser Menschenverschlinger, war in dem Dolch noch gebannt und kam frei. So müssen wir es leider sehen, und so wird es wahrscheinlich auch bei den sechs übrigen sein. Ihr könnt mich korrigieren, wenn ich mich irre.«
»Nein, nein, John, rede weiter«, sagte Mandra.
Ich lehnte mich im Sessel zurück. »Das war eigentlich schon alles.«
»Du hättest dich intensiver mit der Vergangenheit deiner Waffen beschäftigen sollen«, sagte Suko, wobei kein Vorwurf in seiner Stimme mitschwang.
Mandra nickte. »Ja, das hätte ich in der Tat machen sollen. Aber wer weiß so etwas schon vorher? Ich kann nicht in die Zukunft oder die

Vergangenheit schauen, und euch gelingt dies auch nicht. Tut mir leid, Freunde, wir müssen es eben hinnehmen.«

»Aber auch nach Lösungen suchen«, sagte Suko.

»Weißt du eine?«

Suko lächelte. »Mandra, ich denke schon die ganze Zeit darüber nach, dass die Dolche doch etwas Besonderes sind. Das ist eine Tatsache, und sie haben es ja auch öfter bewiesen. Im positiven Sinne als auch umgekehrt.« Mandra nickte.

Suko fuhr fort. »Ich denke da an den Fall des Teufelskindes. Haben da die Dolche nicht bemerkt, daß sich etwas zusammenbraute? Haben sie dir nicht auf eine geheimnisvolle Weise Nachricht darüber gegeben?«

»Das stimmt.«

»Willst du noch mehr?« fragte Suko.

»Tut mir leid, aber jetzt verstehe ich dich nicht.«

»Ist doch ganz einfach. Vielleicht gibt uns der Dolch, den wir zurückerobert haben, darüber Auskunft, wo sich unter anderem die restlichen sechs befinden.«

Eine verwegene, eine tollkühne Theorie, die unser chinesischer Freund da aufgestellt hatte. Verwegen war sie in der Tat, aber nicht abwegig. Das war meine Ansicht.

Mandra dachte nach. Er hatte die Arme auf die Sessellehnen gelegt und senkte seinen Kopf dabei. Auf der hohen Stirn des Inders zeichnete sich ein Faltenmuster ab, und die Wangen zuckten.

Wir ließen ihn in Ruhe.

Jeder hing dabei seinen Gedanken nach. Meine drehten sich um die Zeit, die wir hatten. Bis Weihnachten war es nicht mehr weit.

London erstrahlte bereits in einem festlichen Glanz. Die Menschen kauften, die Geschäftsleute rieben sich die Hände. Für sie war das Klingeln der Kassen wie Glockengeläut.

Auch ich hatte mich in den vergangenen Jahren stets in den Trubel gestürzt, um Geschenke zu besorgen, doch in diesem Jahr sah es anders aus. Da ließ mir der Job einfach keine Zeit, auch nur eine Kleinigkeit zu besorgen. Ich ahnte, daß sich die Suche nach den restlichen Dolchen noch ziemlich lange hinziehen würde, falls wir sie überhaupt fanden und überlebten.

Mandra Korab seufzte schwer. »Du hast vielleicht einen kleinen Denkfehler gemacht, Suko. Als mir die Dolche den Weg wiesen und vor einer Gefahr warnten, da waren die Gegebenheiten andere. Ich besaß sämtliche sieben Dolche, jetzt aber habe ich leider nur einen einzigen. Das ist der große Unterschied.«

»Macht das denn was?«

»Für mich bestimmt. Dieser Dolch wird nicht reagieren. Es fehlt einfach zu viel.«

»Das glaube ich nicht so recht.« Suko blieb stur. »Wohnt nicht in jeder Waffe eine bestimmte Kraft, die man, das ist wenigstens meine Ansicht, aktivieren und hervorlocken muß? Vielleicht kann uns dieser eine Dolch Auskunft geben.«

Mandra schüttelte den Kopf. »Das ist einfach zu fantastisch. Daran kann ich nicht glauben. Es widerspricht meiner Ansicht nach den alten Gesetzen.«

Auch ich war eigentlich enttäuscht von Mandras Reaktion. »So habe ich dich noch nie erlebt, mein Lieber.«

Er schaute mich an. »John, man hat mir die Dolche gestohlen. Stell dir vor, man hätte dir dein Kreuz genommen. So kannst du ungefähr nachfühlen, was in mir vorgeht.«

»Das verstehe ich sogar«, gab ich dem Mann aus Indien recht.

»Aber würdest du nicht auch kämpfen, um das wieder zurückzuholen, was dir gehört?«

»Im Prinzip hast du recht.«

Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Dann tu es, Mandra. Du hast bei uns jegliche Unterstützung, das kann ich dir schriftlich geben, wenn du willst.«

»Das weiß ich doch alles, John, und ich danke euch auch dafür. Aber ich weiß nicht, wo und wie ich den Hebel ansetzen soll. Tut mir leid, wirklich.«

»Ich hätte da unter Umständen eine Idee«, sagte Suko so leise, daß wir es soeben verstanden.

»Und welche?«

Die Frage hatte ich gestellt. Sukos Antwort allerdings galt Mandra und mir.

»Du könntest es vielleicht mit deinem Kreuz versuchen, John.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie? Kreuz und Dolch?«

»Ja, das meine ich.«

»Aber wie soll das gehen?« fragte auch Mandra. »Das sind Dinge wie…« Er suchte nach einem Vergleich. »Fast wie Feuer und Wasser.«

Suko ballte die Hand. »Himmel, bin ich denn heute Abend nur der einzige, der denken kann?«

Ich grinste schief. »Wahrscheinlich.«

»All right, dann will ich es euch sagen, wie man es machen muß. John, du nimmst dein Kreuz und wirst es mit dem Dolch in Zusammenhang bringen. Muss ich dich erst daran erinnern, daß der alte Hesekiel sehr weitsehend gewesen ist und nicht nur die alttestamentarische Mythologie mit in das Kreuz hineingebracht hat. Er hat damals schon gewußt, welch eine Bedeutung das Kreuz einmal erlangen würde, aber er wußte auch von den noch älteren Mythologien.«

Jetzt verstand ich und hauchte die Antwort. »Die heilige Silbe.«

»Ja, John, genau!«
Ich drehte den Kopf und blickte Mandra Korab an. Der Freund hatte uns zugehört. Wie erstarrt hockte er in seinem Sessel. Wir ließen ihm Zeit, und nach einer Weile flüsterte er: »Die heilige Silbe. Das ist… das geht nicht ...«
Ich wußte, was in meinem Freund Mandra vorging. Die heilige Silbe auszusprechen, das war etwas ganz Besonderes. Es war das feierlichste aller Wörter Indiens. Es steht gewöhnlich am Anfang der heiligen Schriften und Gebete der Inder. Es war zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben der drei Götter Agni, Varuna (Uaruna) und Marut. Gleichzeitig soll die Silbe die drei Elemente Feuer, Wasser und Luft andeuten. Diese Silbe darf niemals in Gegenwart von Nichteingeweihten gesprochen werden, dann ergab es keine Wirkung. Allzu viel wußte ich nicht über sie, doch die Silbe blieb nicht auf Indien konzentriert. Man fand die drei Buchstaben auch bei den alten Hebräern wieder, wo sie aus Sanskritbuchstaben zusammengesetzt wurden. Das allerdings interessierte uns im Augenblick nicht. Wichtiger war die indische Mythologie, und Sukos Vorschlag konnte man als hervorragend bezeichnen, denn Mandra Korab war ein Reiner, ein Wissender, deshalb konnte ich die Silbe in seinem Beisein auch aussprechen.
»Es ist die einzige Möglichkeit, Mandra«, drängte ich den Freund zu einer Entscheidung.
»Besteht denn wirklich ein Grund?« Er war noch immer nicht überzeugt. Ich konnte es ihm nachfühlen. Von Kind an hatte man ihm vor der heiligen Silbe die nötige Ehrfurcht eingeflößt. Sie auszusprechen, war fast ein Ding der Unmöglichkeit.
»Weißt du eine bessere Lösung?« fragte ich ihn.
Er schüttelte gequält den Kopf. »Nein!«
»Dann müssen wir es so machen«, sagte Suko. »Wenigstens einen Versuch starten. Denk daran, Mandra, welche Gefahren auf uns und Unschuldige lauern. Den Menschenverschlinger haben wir erlebt. Wer weiß, wer noch alles kommen kann?«
»Du hast ja recht.«
»Gibst du deine Einwilligung?«
Mandra Korab atmete tief ein. »Bleibt mir etwas anderes übrig?« fragte er.
»Natürlich, du…«
»Ja, ich mache es.«
Unser Lächeln fiel erleichtert aus. Endlich hatte Mandra begriffen, daß wir, wollten wir etwas erreichen, es nur auf diesem Wege schaffen konnten.
»Hol den Dolch!« bat ich ihn.
Mandra nickte und knöpfte sein Jackett auf. Der Inder hatte einen

Spezialgürtel angelegt, der sieben Scheiden besaß, in die er seine Waffen stecken konnte.

Sechs waren leer, eine nur gefüllt.

Der Griff schimmerte in einem geheimnisvollen Rot, als Mandra den Dolch aus der Scheide nahm und die Waffe zwischen uns auf den Tisch legte. Im Gegensatz zu vielen anderen Waffen besaß diese eine schwarze Klinge. Das Material, aus dem sie bestand, kannte ich nicht. Vielleicht stammte es nicht einmal von dieser Erde, wer konnte das schon wissen.

Im Griff bewegte sich etwas.

Schlieren waren darin eingearbeitet. Sie zitterten leicht, bewegten sich und formten genau den Griff nach, indem sie die Umrisse von innen her nachzeichneten.

Eine ungewöhnliche und sehr interessante Waffe, die Mandra auf den Tisch gelegt hatte.

»Und jetzt dein Kreuz«, sagte Suko.

Ich nahm es ab. Während ich die Kette über den Kopf streifte, drückte ich uns die Daumen, daß der Versuch auch klappte, und ich legte das Kreuz dicht neben den Dolch.

»Sie müssen sich berühren«, sagte Mandra leise, streckte seinen Arm aus, faßte die Waffe und legte sie mit dem Griff so hin, daß er die Silbe an der rechten Seite des Kreuzes leicht berührte. Sie war dort eingraviert worden, wo auch der Erzengel Raffael sein Zeichen hinterlassen hatte.

Mandra nahm seine Hand wieder zurück. Er schaute uns an, nickte und sagte: »Er ist bereit.«

»Du mußt die Silbe aussprechen«, flüsterte ich.

Er runzelte die Stirn. »Ich mache es auch«, erwiderte er, »obwohl ich mich befangen fühle.«

»Wieso?«

»Ich weiß nicht, John, aber ich stamme aus einem Land, wo es etwas kaum Erklärbares und so ungeheuer Besonderes ist, die Silbe auszusprechen, daß man sich fast nicht traut.«

Suko stimmte mir zu. »Mandra, es tut mir leid, aber du bist der Mann. Bitte!«

Er atmete tief ein. »Ja, ich weiß, es wird mir nichts anderes übrigbleiben. Bitte, gebt mir ein wenig Zeit, ich muß mich konzentrieren.«

Wir stimmten zu.

Mandra Korab lehnte sich zurück. Im nächsten Augenblick glich er einer Statue, so bewegungslos blieb er in dem Sessel hocken und preßte seinen Rücken gegen die Lehne.

Auch in seinem Gesicht rührte sich nichts. Es blieb eine Maske, die Augen hielt er halb geschlossen. Seine Hände hatte er flach auf die

Oberschenkel gelegt, und wir sahen, daß sich seine Lippen bewegten, ohne daß ein Laut über sie drang.

Spannung hielt uns erfaßt. Ich spürte den Schweiß auf meinen Handflächen und dachte darüber nach, ob Mandra es schaffen würde. In diesem Dolch wohnte eine unbekannte Kraft, die vielleicht durch das Kreuz erst hervorgelockt werden konnte.

Hoffentlich schafften wir es. Zwei Kräfte kamen zusammen, sollten eine Verbindung eingehen und über Raum und Zeit hinweg eine Entscheidung treffen.

Mandra nickte.

Es war nicht nur für uns das Zeichen, auch für ihn selbst.

Im nächsten Augenblick sprach er die Silbe aus!

***

Die vier Männer in ihren seltsamen Anzügen hatten sich dort versammelt, wo der Mann gestorben war. Nichts sahen sie mehr. Bis auf einen feuchten Fleck im Gras, doch um ihn kümmerte sich keiner der Mörder.

Ja, sie waren Mörder. Und für das, was sie da getan hatten, gab es keine Entschuldigung. Kalter, brutaler Mord an einem Unschuldigen, der ihnen nichts, aber auch gar nichts getan hatte. Er hatte sie nur beobachtet.

Als erster löste derjenige sein Visier, der auch zuerst geschossen hatte. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, als er die anderen anschaute und diese ebenfalls die Visiere hochklappten.

Die Männer atmeten die kalte Luft ein. Über ihnen wölbte sich ein finsterer Dezemberhimmel. Licht gab es nicht. Weder Mond noch Sterne leuchteten, die Nacht war von einer nahezu unheimlich wirkenden Schwärze ausgefüllt.

»Er hätte nicht kommen sollen«, sagte der erste.

»Sein Pech.«

»Kann uns dieser Mord gefährlich werden?« fragte der dritte Mann im Bunde.

»Kaum«, meinte der erste.

Jetzt mischte sich auch der vierte ein. »Der Knabe sah aus wie ein Einheimischer. Es war uns also niemand sonst auf den Fersen, Freunde. Die Aktion bleibt nach wie vor geheim.«

»Melden wir es weiter?« fragte der zweite.

»Auf keinen Fall. Offiziell gibt es uns ja gar nicht. Werden wir erwischt, können wir uns in die Luft sprengen.« Er lachte heiser und zog die Nase hoch.

Die vier Männer schwiegen. Es waren Typen, die man mit gutem Gewissen als Killer bezeichnen konnte. Sie selbst sahen sich natürlich nicht so. Für sich hatten sie eine andere Berufsbezeichnung

ausgesucht. Sie nannten sich Söldner.

Dabei spielte es keine Rolle, welcher Nationalität sie angehörten, sie arbeiteten für den, der das meiste Geld bot. Ob es nun ein wahnsinniger Scheich war, ein machthungriger Politiker in Afrika oder die großen Geheimdienste, sie nahmen jeden harten Job an.

Dabei war es ihnen egal, ob sie für den Osten oder den Westen arbeiteten. Hauptsache, die Währung stimmte. Und den Sold ließen sie sich nur in Dollars auf die Schweizer Konten überweisen.

Sie besaßen eine fast perfekte Tarnung. In den Arbeitspausen gingen sie ihren freien Berufen nach. Sie alle waren selbständig, allerdings Junggesellen, denn Frauen durften auf keinen Fall von ihrem Job etwas erfahren.

Ihre Kontaktadressen waren nur wenigen Leuten bekannt. Oft hohen Militärs und Geheimdienstchefs, die sie über Postfächer erreichen konnten. Dann besaßen sie noch eine alte Angewohnheit.

Keiner von ihnen redete den anderen mit dem richtigen Namen an.

Sie besaßen alle Tarnnamen.

Der Anführer stammte aus den Staaten und wurde nur Sam genannt.

Der zweite war in Deutschland geboren worden. Wenn jemand Fritz zu ihm sagte, war er zufrieden.

Ein Engländer befand sich auch unter ihnen. Er hörte auf den Namen Essex, denn in diesem Landstrich hatte seine Wiege gestanden.

Blieb der vierte im Bunde. Ein dunkelhäutiger Mann aus Afrika.

Von den Weißen wurden die Schwarzen dort oft genug verächtlich als Bimbos bezeichnet. Dem Söldner machte es nichts aus, wenn man ihn so nannte.

Bimbo drehte sich zu seinen Kumpanen um und lachte mit aufgerissenem Mund. »Einsatz gelungen. Was wollen wir mehr?«

»Wir machen weiter!« entschied Sam.

»Was gibt es denn noch zu tun?« fragte Fritz, der Deutsche, und Essex nickte dazu.

Die drei waren von Sam nicht eingeweiht worden. Das wollte er jetzt nachholen.

Der Amerikaner stellte sich in Positur und breitete beide Arme aus, bevor er sich um die eigene Achse drehte. »Ihr seht dieses Gebiet hier. Menschenleer, verlassen. Gegend und Umgebung. Ein Teil von England, das auch auf dem Mond hätte sein können. Auf jeden Fall werden wir die Ruhe stören.«

»Und wie?« fragte Essex.

Der Ami gab keine akustische Antwort. Er senkte seine Hand und deutete auf das Gewehr.

»Mit der Kanone?« fragte Bimbo und setzte noch ein leises Lachen hinterher.

»Genau.«

Fritz dachte praktischer. Bevor jemand sich einmischen konnte, hob er den Arm. »Fassen wir mal zusammen, Leute. Wir sind hergekommen, ohne daß wir gehört wurden. Wir verdanken dies einer Neuentwicklung der Hubschrauberfirma…«

»Rede nicht wie ein Werbemann!« knurrte Sam.

Fritz ließ sich nicht beirren, änderte nur den Text ein wenig. »Wir verdanken dies einer jahrelangen Forschungsarbeit zwischen Militärs und Industrie. Der lautlose Hubschrauber, das ist schon eine große Nummer. Nun aber zu den Kanonen. Sehen aus wie Gewehre, sind aber keine Gewehre. Ich frage mich, was kann es dann nur sein?«

»Ist doch klar«, knurrte Essex. »Laser!«

»Richtig, Laser.« Fritz trat auf seinen Kollegen aus Amerika zu.

»Und was sollen wir damit?«

»Bist du so dumm?« fragte dieser.

Der Deutsche schüttelte den Kopf. »So dumm auch wieder nicht, mein Lieber. Du hast vorhin von Gegend und Umgebung gesprochen. Ich nehme an, daß wir hier einiges verändern sollen. Als Test, gewissermaßen.«

»Richtig.«

»Und warum gerade hier?« fragte Bimbo.

»Weil es hier menschenleer ist.« Sam hob die Waffe. »Sie und der Hubschrauber sind geheime Entwicklungen. Dafür daß wir sie testen und das Maul halten, bekommen wir jeder eine Million Dollar. Die Scheine sollen unsere Lippen verschließen. Auch dem Osten gegenüber. Bei offiziellen Demonstrationen hätte es ein viel zu großes Aufsehen gegeben, deshalb hat man uns den Job übertragen.«

»Verändern wir also die Felsen«, stellte Essex fest. »Darauf läuft es doch hinaus, oder?«

»Ja.«

»Hast du einen Plan?« fragte Bimbo.

Der Amerikaner nickte. »Sicher. Man hat mir das Gelände hier zuvor auf der Karte gezeigt. Ich weiß, wie ich anfangen werde.« Er deutete nach vorn und schwenkte seinen rechten Arm zur rechten Seite. »Ihr seht die beiden komischen Nasen da.«

Die Männer nickten.

Mit den Nasen waren zwei Felsstücke gemeint, die tatsächlich wie gekrümmte Riechorgane aus der Wand hervorstachen. Sie mußten schon Tausende von Jahren dort stehen und hatten bisher Wind und Wetter getrotzt.

»Sie werden wir zerstören.«

»Gibt es irgend etwas Besonderes?« fragte Fritz, der sich stets gern absicherte.

»Eigentlich nicht.«

»Was heißt eigentlich?«

»Man erzählt sich nur ein paar Geschichten über die Gegend. Spukmärchen, denn die Bewohner der Umgebung sind der Meinung, daß die Hügel irgendwann einmal bewohnt waren.«

»Im Innern?«

»Ja.«

»Das waren wohl Steinzeitmenschen«, sagte Essex.

»Nein, Geister.«

Die vier lachten. Sie glaubten nicht daran. Bimbo ebenfalls, obwohl er aus einem Land stammte, in dem der Glaube an Geister und Dämonen noch in Ehren gehalten wurde.

»Und was sind das für Geister?«

Auf die Frage des Deutschen grinste Sam nur.

Sie stellten sich in Positur. Vor allen Dingen trennten sie sich, so daß sich zwischen ihnen ein genügend großer Raum befand. Sam hielt ein Schreibgerät parat. Er wollte alles notieren. Zeitabläufe, Hitzeeinwirkung und so weiter.

Die Visiere der Helme hatten die Männer wieder nach unten geklappt. Sie verständigten sich nur noch durch die Mikros im Innern der Helme. Sam stellte noch einige Fragen.

Von drei Seiten kam das Okay.

»Ich schieße zuerst«, sagte er. »Und zwar nehme ich mir genau die Spitze vor.«

»All right«, sagte Essex ein wenig unterkühlt.

Sam baute sich breitbeinig auf, federte in den Knien, schaute noch einmal genau hin und betätigte den Abzug.

Jetzt fand im Innern der Waffe die Entladung statt, die sich in diesem polarisierten Lichtstrahl äußerte, der aus der Mündung schoß und seinem Ziel entgegenjagte.

Es war schon unwahrscheinlich.

Plötzlich gab es eine Verbindung zwischen dem Felsen und der Waffe in der Hand des Mannes. Beides war durch einen grellen, sehr feinen Lichtstrahl verbunden, und die vier Söldner schauten starr auf den anvisierten Felsblock.

Ein glühendes Auge war aus der Dunkelheit gerissen worden.

Das Gestein schmolz genau dort weg, wo es von dem Laserstrahl getroffen worden war. Es fiel in dicken, zähen Tropfen zu Boden.

Die drei anderen Söldner hörten das Lachen ihres Anführers, und Bimbo, der Afrikaner, konnte sich ein »Wau« nicht verbeißen.

»Jetzt alle!« befahl Sam.

Sie schossen.

Aus den restlichen drei Gewehren jagte das scharf gebündelte Licht hervor und entfaltete seine mörderische Zerstörungskraft. Uraltes Gestein, das Wind und Wetter widerstanden hatte, trotzte dieser Technik nicht.

Es wurde verdampft.
Zunächst war es noch flüssig, fiel weiterhin in dicken Tropfen ab, erreichte den Boden und rann an der schrägen Hügelseite wie die Lava eines Vulkans nach unten.
Die vier Männer bewegten ihre Waffen. Sie wollten alles vernichten, was da aus dem Hügel schaute, und sie schafften es auch.
Bald war von den Steinen nichts mehr zu sehen.
Nur noch die dampfende Flüssigkeit und dicke Qualmschwaden, die der Wind erfasste und träge davon trieb.
»Aktion stopp!«
Als die drei Söldner Sams Stimme vernahmen, hielten sie mit ihren Aktionen ein.
Sie waren zufrieden, klappten ihre Visiere wieder in die Höhe, schulterten die Laser-Gewehre und schritten aufeinander zu. »Das war doch wohl gut, nicht«, sagte Sam zur Begrüßung.
Fritz nickte. »Ich bin beeindruckt.«
»Und du, Essex?«
»Ich hörte, daß wir Briten den Laser entwickelt haben. Es war nicht anders zu erwarten.«
»Angeber«, murmelte der Deutsche. »Dennoch, Freunde, mein Kompliment, wirklich.«
Sam lachte und klopfte gegen seine Waffe. »Ja, das Gewehr hat es in sich. Eine tolle Erfindung.«
»In der Tat«, gab Bimbo zu.
»Und was machen wir jetzt?« fragte Fritz. »Ich würde mir die Folgen einmal gern näher ansehen.«
»Das kannst du auch«, erwiderte Sam. »Warten wir ab, bis sich die Erde ein wenig abgekühlt hat.«
Die Männer besaßen eiserne Nerven und auch die entsprechende Disziplin. Obwohl jeder von ihnen neugierig war, hielten sie sich zurück. Nur Bimbo stellte eine Frage.
»Hast du nicht was von Geistern gesagt, Sam?«
»Ja.«
»Wo sind sie?«
»Verbrannt«, erwiderte Fritz trocken, worauf Essex sich in seiner Landesehre gekränkt fühlte.
»Englische Geister sterben so leicht nicht«, erklärte er.
»Schon gut«, sagte der Deutsche. »Ich kenne mich in eurer Geisterwelt eben nicht so aus.«
»Sie ist die berühmteste der Welt.«
»Wer soll in diesem Hügel denn gewohnt haben?« erkundigte sich der Afrikaner.
»Jetzt hört aber mit dem Quatsch auf«, regte sich Sam auf. »Es gibt keine Geister, verdammt. Da steht ihr hier herum, habt mit den

modernsten Waffen geschossen und redet von Geistern. So einen Blödsinn habe ich auch noch nicht erlebt.«

»Man muß sich ja schließlich die Zeit vertreiben«, sagte Essex und hob die trainierten Schultern.

»Aber nicht mit so einem Kram.«

»Hast du einen besseren Vorschlag?«

»Nein.«

»Bevor ihr euch streitet, könnten wir ja in die Maschine steigen und dort warten«, schlug Bimbo vor.

Die Idee sahen die übrigen drei als gut an. Sie gingen los. An den toten jungen Mann verschwendeten die vier Söldner keinen Gedanken mehr.

Killer-Mentalität. Falls sie ihnen nicht angeboren war, so doch anerzogen.

Nebeneinander schritten sie auf den Hubschrauber zu, der wie ein riesiges Insekt in der kleinen Senke stand. Schwarz, drohend, gefährlich. Ein Meisterwerk der Technik. Da hatten sich die Amerikaner etwas einfallen lassen.

»Man könnte ihn auch mit Laser Kanonen bestücken«, meinte Fritz, der Deutsche.

»Klar«, erwiderte Sam.

»Wird darüber schon diskutiert?« erkundigte sich Essex.

»Bestimmt.«

Die vier Söldner hatten etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als Bimbo plötzlich fragte: »Ist es hier eigentlich windig?«

»Spürst du was?«

Bimbo schüttelte den Kopf und stieß Essex an, der die Frage gestellt hatte. »Nein, ich nicht, aber der Hubschrauber.«

»Wieso?«

»Schaut mal nach vorn!«

Die Männer blieben stehen. Ihre Blicke richteten sich auf das Wunderwerk der modernen Technik.

Hatten sie vorhin noch über die Bemerkung ihres dunkelhäutigen Partners lachen wollen, so blieb es ihnen nun im Hals stecken, denn Bimbo hatte sich nicht getäuscht.

Der Hubschrauber bewegte sich tatsächlich.

Fritz schüttelte den Kopf. »Das ist doch unmöglich«, sagte er nach einer Weile.

Die Männer standen starr und wagten kaum zu atmen. Der Hubschrauber wirkte so, als hätten ihn unsichtbare Hände gepackt. Jetzt schüttelte er sich.

»Verdammt!« flüsterte Sam. »Da stimmt was nicht.« Er verzog das Gesicht, als er ein Knirschen vernahm, das ihm durch Mark und Bein ging. »Kommt, das sehen wir uns an!«

Die vier Söldner rannten los.
Und Bimbo sagte: »Ich glaube allmählich doch, daß hier Geister wohnen.«
Er sprach den Satz, aber sehr leise aus. Die anderen sollten ihn nicht hören…

***

»Aum…«
Mandra Korab sprach die heilige Silbe des alten Indien, und er formulierte sie in einer Tonlage, wie ich sie noch nie in meinem Leben gehört hatte.
Das war kein Sprechen mehr, kein normales Reden, sondern ein hohes melodisches Singen. So mußte man wahrscheinlich diese Silbe auch aussprechen.
Der Inder schaute dabei gespannt auf den Dolch und das Kreuz.
Wenn diese uralte Magie noch immer Bestand hatte, dann mußte sie einfach reagieren.
Die Stimme schallte noch nach. Sie klang durch den Raum, wir hörten sie sehr deutlich und waren nicht nur von der Aussprache fasziniert, sondern auch von der Wirkung.
Als Mandra Korab das Wort gesprochen hatte, lehnte er sich zurück. Sein Mund stand weiterhin offen, den Blick hatte er nach innen gerichtet, als würde er den Klängen der Silbe nachlauschen, und er wartete ebenso ab wie wir.
Mein Blick war von Mandras Gesicht abgeglitten und hatte sich an den beiden, auf dem Tisch liegenden Gegenständen festgesaugt.
Ich runzelte die Stirn, spürte die innerliche Spannung und sah, daß sich etwas tat.
Mein Kreuz spielte mit und auch der Dolch.
Beim Kreuzbalken begann es. Dort war die heilige Silbe eingraviert worden. Man hatte sie nun aktiviert, und die in ihr steckenden Kräfte verschafften sich freie Bahn.
Die drei Buchstaben leuchteten auf.
AUM!
Nur diese drei.
Ich hielt den Atem an. Plötzlich schien die Luft um uns herum anders zu sein. Viel klarer, reiner, von einer gewissen Durchsichtigkeit, und mir fehlten die Worte, um alles genau zu beschreiben. Es war Mandra gelungen, die Grenzen der Magie zu überwinden und in die Tiefen vorzustoßen.
»Da, der Dolch«, hauchte Suko.
Mein Blick irrte wieder ab. Starr schaute ich den Griff an.
Das Rot wurde immer kräftiger. Es schien Kraft aus den unauslotbaren Tiefen zu schöpfen. Eine Kraft, die im Verborgenen

gewohnt hatte, wobei sie eine Stärke besaß, die Grenzen und Räume ohne Schwierigkeiten überwinden konnte.

Für einen Moment wurde ich an die geheimnisvolle Kugel der Seherin Tanith erinnert. Sie reagierte ähnlich und strahlte auch das dunkle Rot ab, und die weiteren Ereignisse besaßen ebenfalls eine gewisse Ähnlichkeit.

Mandra Korab aber war nicht zufrieden. Er lockte die Kräfte, sie sollten sich uns eröffnen, und während er wie ein sich in Trance befindlicher Guru dasaß, bewegte er seine Lippen, um die nächste Frage zu formulieren. »Ich will euch sehen, Freunde. Zeigt mir, daß ihr mich nicht verlassen habt. Wo seid ihr geblieben? Wer hat euch genommen. Sechs Dolche fehlen noch. Bitte…«

Suko und ich sprachen kein Wort. Mandra überließen wir das Kommando. Es war gut so, denn er lockte die anderen Kräfte hervor, damit sie sich uns offenbarten.

Wir erlebten eine Überraschung. Suko und ich hatten damit nicht gerechnet. Wahrscheinlich auch Mandra Korab nicht, denn ich sah es an seinem Gesicht.

Er legte die Stirn in Falten, schüttelte leicht den Kopf und atmete heftiger.

Da sahen wir plötzlich das Gesicht eines jungen Mannes innerhalb des Griffs schimmern. Ein Gesicht, das noch die Züge der Jugend trug und jetzt einen gequälten Ausdruck zeigte. Wie ein raunender Wind drang zudem die Stimme des Menschen aus dem Dolchgriff, dessen Form die Umrisse des Kopfes ein wenig in die Länge zogen.

»Sie haben mich getötet, doch ich kann nicht sterben. Ich kann nicht sterben. Man hält mich gefangen…«

»Wer?« fragte Mandra.

»Ich weiß es nicht. Die Mächte der Erde. Sie sind da. Sie sind gefährlich. Sie wollen mich nicht mehr loslassen. Die Mörder sind da. Sie zerstören. Das Böse bricht auf, es kommt, es wird und muß kommen, um sich zu rächen…«

Ich drehte den Kopf, um Suko anzuschauen. Er hatte die gleiche Bewegung in entgegengesetzter Richtung vorgenommen, und so trafen sich unsere Blicke.

Keiner wagte eine Frage zu stellen. Mandra wollten wir nicht stören, da er sich intensiver mit seinen Forschungen beschäftigte.

Beide zitterten wir, ja, wir fieberten innerlich, denn was wir hier zu sehen bekamen, war Magie in Reinkultur.

Kreuz und Dolch ergänzten sich hervorragend. Vielleicht schlugen beide eine Brücke zu den anderen sechs Dolchen.

Das wäre zu schön gewesen.

Mandra redete weiter. Er wollte mehr wissen und stellte die dementsprechenden Fragen. »Was ist mit dir geschehen? Von wo

meldest du dich, Fremder?«
»Aus dem Jenseits.«
»Dann bist du tot?«
»Ja.«
»Wer war dein Mörder?«
»Es waren vier. Sie haben mich erschossen. Einfach so und völlig lautlos. Sie kamen von den Sternen. Ihr Raumschiff ist noch da, glaube ich. Mein Blut sickerte in den Boden, ich selbst sah es, da sich mein Geist gelöst hatte, aber er ging nicht hin zum Licht, das so wunderbar ist. Nicht zum Jenseits. Ich will aber hin…« Das Gesicht verzerrte sich. »Die Sehnsucht ist so groß …«
Ich schaute Mandra an. Sein Gesicht glänzte. Diese magische Beschwörung strengte an. Der Inder atmete durch den offenen Mund. In seinen Blick war ein unruhiges Flackern getreten, und sein warmer Atem wehte uns dabei entgegen.
Wahrscheinlich stand er dicht am Ende seiner psychischen Kräfte, aber ich wollte noch mehr Informationen und beugte mich vor.
»Frag ihn nach seinem Namen, Mandra!«
Unser Freund aus Indien schüttelte zunächst den Kopf, bevor er nickte. »Wie… wie heißt du?«
»Ich bin Peter Gall…«
»Wo wohnst du?« Endlich reagierte Mandra auch in unserem Sinne.
»Cornwall…«
»Wo genau?«
»Auf einem kleinen Bauernhof. Cotton Haie. Da lebe ich mit meiner Mutter. Aber nicht mehr, ich…« Er verstummte, und sein Gesicht verblasste auch.
»Frag ihn nach der nächsten Stadt oder dem Dorf!«
Das tat Mandra auch, obwohl er kaum noch Kontakt hatte, aber die Antwort war soeben noch für ihn und mich zu verstehen.
»Lonecastle«, wisperte es uns entgegen. »Lone…«
Schluß!
Das Gesicht verschwand aus dem Dolch. Wir sahen den Griff wieder völlig normal vor uns. Angefüllt mit Schlieren, die sich sehr langsam bewegten und auch zitterten.
Das also war geschafft.
Mit einem Seufzer auf den Lippen ließ sich Mandra Korab nach hinten sinken und wischte über seine Augen. Als er die Hand zurückzog, sie anschaut, da stellte er fest, daß der Schweiß auf ihrer Fläche glänzte. Die Beschwörung hatte ihn mitgenommen.
Wir ließen ihm Zeit, sich zu erholen. Allmählich geriet wieder Farbe in sein Gesicht, und Mandra nahm uns wahr. Er lächelte plötzlich. »War alles echt, oder habe ich nur einen Traum erlebt?« fragte er leise.

»Nein, kein Traum«, erwiderte Suko.

»Dann bestand der Kontakt?«

»Du hattest die heilige Silbe gesprochen«, erklärte ich. »Es war der auslösende Faktor.«

Mandra nickte. »So muß man es wohl sehen«, erklärte er und holte tief Luft. »Trotzdem weiß ich nicht so recht, was alles geschehen ist. Tut mir leid…«

»Du hattest mit einem Toten Kontakt«, erwiderte ich. »Er hieß Peter Gall…«

»Ich habe den Namen nie gehört.«

»Das glaube ich dir gern.« Ich berichtete Mandra, was wir noch alles durch seine Mithilfe erfahren hatten. Der Inder hörte gespannt zu, dennoch schüttelte er ein paar Mal den Kopf.

»Das alles soll geschehen sein?«

»Ja. Du warst in Trance, deshalb kannst du dich kaum daran erinnern.«

»Bestimmt, John. Auch die Begriffe Cotton Haie und Lonecastle habe ich noch nie gehört.« Er schaute uns fragend an. »Ihr etwa?«

»Nein«, gaben Suko und ich ehrlich zu.

»Aber wir haben jetzt ein Ziel«, erklärte ich.

Mandra runzelte die Stirn. »Meint ihr, daß wir den Dolch dort finden werden?«

»Vielleicht.«

Er lächelte. »Es wäre fantastisch, wenn uns eine Waffe auf die Spur der anderen bringen würde. Wirklich, so etwas kann ich kaum glauben, aber wenn ihr es sagt, muß es wohl stimmen.«

Suko war aufgestanden. Er kannte sich in meiner Wohnung ebenso gut aus wie ich mich in seiner. Deshalb wußte er auch, wo der Autoatlas lag. Er setzte sich abseits und suchte.

Mandra und ich sprachen über die Aussagen des Toten. Uns war einiges unklar. Vor allen Dingen hatte dieser Geist über Fremde geredet, die angeblich von den Sternen gekommen und in Cornwall gelandet sein sollten. Eine Begegnung der vierten Art, wenn man es so wollte.

»Glaubst du daran, John?« fragte Mandra.

»Ich kann es mir zumindest nur schwer vorstellen. Aber es ist alles möglich.«

Suko meldete sich. »Ich habe den Ort gefunden«, erklärte er. »In Lonecastle sagen sich Hund und Katze gute Nacht.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. »Ist sonst noch irgend etwas Besonderes, das du der Karte entnehmen kannst?«

»Ja, da gibt es noch eine Burg. In der Erklärung las ich, daß sie aus romanischer Zeit stammen soll.«

Ich erhob mich. »Okay, Freunde, die Sache ist wichtig. Unser

nächstes Ziel heißt Lonecastle.«
»Sollen wir jetzt schon losfahren?« fragte Mandra.
»Das wäre mir sogar recht.«
»Frag lieber, was Sir James dazu sagt«, rief Suko aus dem Hintergrund.
Sollte ich ihn anrufen?
Klar, er war für uns, das hatte er oft genug betont, auch des Nachts erreichbar. Ich kannte seine Telefonnummer auswendig und bekam auch sofort Kontakt.
Der Superintendent wußte, daß ich ihn nicht nur aus lauter Spaß anrief, deshalb hörte er interessiert zu.
Nur eine Frage stellte er. »Wollen Sie wirklich nach Lonecastle in Cornwall?«
»Ja, Sir.«
Ich bekam eine Antwort, die mich fast umhaute. »Stoppen Sie zunächst Ihren Einsatz, John. Bleiben Sie in der Wohnung.«
»Weshalb?«
»Ich erwarte Sie morgen pünktlich im Büro. Dann können wir weiterreden. Fahren Sie auf keinen Fall auf eigene Faust. Das ist eine Anordnung. Tut mir Leid, John«, fügte er noch privat hinzu, bevor er auflegte.
Ich hielt den Hörer in der Hand, schüttelte den Kopf und schlug mir mit der freien Hand gegen die Stirn.
»Was hast du?« fragte Suko.
Langsam senkte ich die Hand. »Entweder bin ich verrückt oder der Alte.«
»Wieso?«
Ich erklärte meinen beiden Freunden, was man mir gesagt hatte.
Auch sie waren völlig perplex.
»Das gibt es doch nicht«, sagte Suko noch immer baff erstaunt.
»So etwas haben wir ja noch nie erlebt.«
»Da sagst du was.«
»Aber welchen Sinn sollte das haben?« mischte sich Mandra Korab ein. »Ich verstehe das nicht.«
»Ebenfalls«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Das ist mir noch nie passiert.«
»Sir James wird seine Gründe haben«, bemerkte Mandra.
»Bestimmt. Nur haben wir schon Dinge gedreht, die er unterstützt hat und mit normalen Polizeimaßnahmen kaum zu vereinbaren waren, obwohl nicht ungesetzlich.«
»Warten wir eben bis morgen«, sagte Suko. »Dann erfahren wir mehr.«
»Und inzwischen bekommen unsere Gegner einen Vorsprung, wie?«
Suko hob die Schultern.

***

Sam, der Amerikaner, war der härteste und abgebrühteste Typ unter ihnen. Selbst ihm wurde ein wenig flau in der Magengegend, als er sah, was vor den Augen der Männer geschah, und er blieb stehen.

So plötzlich, daß die anderen drei fast gegen ihn gelaufen wären.

»Was ist denn?« fragte Essex. »Willst du nicht näher?«

Sam schüttelte nur den Kopf. Er hatte in fast allen Erdteilen gekämpft und Jobs ausgeführt, aber das, was er hier sah, ging über sein Begriffsvermögen, und die anderen dachten ebenso.

Der lautlose Hubschrauber, ein modernes und streng geheimes Objekt der Waffenforschung, schüttelte sich wie eine Katze.

War es bisher still gewesen, so wurde die Nacht nun von seltsamen Geräuschen durchbrochen. Ein Stöhnen und Quietschen war zu vernehmen, ein Ächzen und Kreischen und das Klirren der Scheiben.

Der schwarze Hubschrauber konnte der Zerstörung nicht mehr entgehen. Das war den vier Söldnern bewußt geworden, ohne dass sie miteinander darüber gesprochen hatten.

Als eine Metallstrebe riß, gab es ein so schauriges Geräusch, daß die Männer die Gesichter verzogen und das Gefühl bekamen, das Stück Wäre aus ihren Körpern gezogen worden.

Ein singendes Geräusch entstand, und die lange Metallstrebe wurde von der Gegenreaktion raketenartig in die Luft geschleudert, bis sie wieder zurückfiel und auf die Trümmer des Hubschraubers krachte.

Die Erbauer hatten sich sehr intensiv mit dem Projekt beschäftigt und auf Metall fast völlig verzichtet. Es war viel Kunststoff verwendet worden, doch einige tragende Elemente mußten aus Metall gebaut werden. Sie verformten sich krachend, und die Männer sahen dies auch an den Kufen des Helikopters.

Bis jetzt stand er noch auf ihnen, bis auch diese zersplitterten und die künstliche Libelle in die Tiefe sackte. Kaum war sie zur Ruhe gekommen, als ihr Ende begann.

Zunächst begann es am Cockpit. Eine immense Kraft drückte es zusammen, die Scheiben waren schon zuvor zerstört worden, nur noch die Rahmenfragmente hielten, und durch sie schossen die elektronischen Teile aus dem Cockpit, denn auch sie wurden von der Gewalt nicht verschont und jagten nach draußen:

»Ich spinne!« flüsterte Bimbo. »Verdammt, ich spinne. Das ist Wahnsinn. Zum Henker, es gibt Geister.« Er setzte ein schrilles Lachen hinterher. Es war niemand da, der ihn stoppte.

Essex, Fritz und Sam schauten gebannt zu, wie aus dem einst so stolzen Wunderwerk der Technik ein verbogener Haufen aus Kunststoff und Metall wurde.

Jetzt erst fiel ihnen etwas auf. Zwischen den schwarzen Trümmern glühte ein Stab. Er besaß die Form eines Messers, war also sehr klein,

und dieser Stab tat seine »Pflicht«.

Er zerstörte weiter. Die Beobachter bekamen mit, wie ein rötlich schimmerndes Licht in den Kunststoff hineinjagte und sich gewissermaßen durchfraß, so daß von dem Hubschrauber nur noch eine heiße Schmelze zurückblieb, die allmählich zu einem Klumpen zusammenrann.

Das war alles…

Anderen Kräften, die von den Menschen nicht kontrolliert werden konnten, war es gelungen, das Wunderwerk der Technik zu zerstören. Nun gaben sie sich zufrieden.

Der Dolch verschwand. Die Masse war warm, flüssig, sie breitete sich aus und erstarrte irgendwann inmitten der kleinen Senke, wo auch die Maschine gelandet war.

Die Söldner sagten nichts mehr. Dieses Ereignis hatte die starken Burschen sprachlos gemacht. Was sie minutenlang gesehen hatten, wollte in ihre Gehirnkästen einfach nicht reinpassen.

Fritz fand zuerst die Worte wieder.

»Dann müssen wir eben zu Fuß gehen«, sagte er trocken.

»Witzbold!« knurrte der Amerikaner.

»Hast du einen besseren Vorschlag?«

»Ja, wir sehen uns die Scheiße einmal an.«

»Bitte.«

»Der Boden kann dort heiß sein«, bemerkte Essex, der Engländer.

»Wozu tragen wir eigentlich die Schutzanzüge?« gab Sam aggressiv zurück.

»Ich habe es nur gut gemeint.«

»Es sind die Geister«, murmelte der Schwarze. »Es sind die Geister.« Dieser Mann, der in Afrika unzählige Menschen getötet hatte, besaß die Mentalität eines Kindes. Mit seinen Händen konnte er einen Büffel erwürgen, aber vor Geistern oder unerklärlichen Dingen hatte er eine bodenlose Angst. Er war anders aufgewachsen als seine drei Killer-Kollegen, und Bimbo hatte nicht verlernt, auf die Natur und deren Warnungen zu achten.

So eine Warnung hatte ihn erreicht.

Mit dieser Erde stimmte etwas nicht. Bimbo glaubte, daß sie inzwischen schon umzingelt waren. Unsichtbar lauerten sie, und er drehte sich im Kreis, um zu schauen.

Da war nichts.

Nur die Finsternis der Nacht, die ihm in diesen Augenblicken noch unheimlicher vorkam. Da lauerten die Geister der Dunkelheit.

Er kannte sie aus seiner Heimat und erinnerte sich wieder an die Worte seiner Mutter, die ihm damals als Kind in schwarzen, mondund sternlosen Nächten zugeraunt hatte, nur in der Hütte zu bleiben. Am liebsten wäre er jetzt auch woanders gewesen.

»He, Bimbo, hast du die Hosen voll?« Sams harte Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. Er drehte sich um, nickte hastig und lief auf seine drei Partner zu.

Sie standen bereits am Rand der Senke. Jetzt lag der Hubschrauber quasi unter ihnen. Oder vielmehr das, was von dieser so stolzen Neuentwicklung der Militärs zurückgeblieben war.

Ein klumpiger schwarzer Haufen aus Kunststoff und verbogenem Metall. Auch von dem besten Mechaniker der Welt nicht mehr zu reparieren.

»Das war's dann wohl«, sagte Essex und hob die Schultern. »Mal sehen, vielleicht ist noch etwas heil geblieben, das wir mitnehmen können – oder?« Er schaute die anderen an. Auch Sam gab durch Nicken seine Zustimmung, und so schritten die Männer dem Wrack entgegen.

Man brauchte ihnen nicht erst zu sagen, wie sie sich zu verhalten hatten. In zahlreichen Gefechten hatten sie dies bewiesen, und so schritten sie vorsichtig und sichernd dem Wrack entgegen.

In der Stille waren nur ihre eigenen Schritte zu vernehmen. Sam ging als erster, während Bimbo die Rückendeckung übernahm. Er drehte sich hin und wieder um, hielt sein Laser-Gewehr schussbereit und wartete auf die Gegner.

Sie zeigten sich nicht.

Sam blieb stehen. Er ging auch in die Hocke, denn dicht vor seinen Zehenspitzen sah er die schwarze Lache. »Kunststoff«, sagte er, als er wieder in die Höhe kam. »Geschmolzen und schon erkaltet. Da kann man nichts machen.«

»Als hätten wir mit unseren Gewehren auf den Copter geschossen«, bemerkte Fritz. »So etwas habe ich noch nicht erlebt.«

»Ich auch nicht.« Sam ging weiter. Er drückte sich an der Lache vorbei und übersprang auch die nächste. So kam er ziemlich dicht an den zerstörten Hubschrauber heran. Das Laser-Gewehr hielt er schussbereit mit beiden Händen umklammert.

»Siehst du das Cockpit?« fragte Essex.

Der Mann lachte nur. »Nein, ich sehe nur das, was von ihm übriggeblieben ist.«

»Und das Funkgerät?«

»Ist auch hin.«

Nach diesen Worten schwiegen alle vier. Ihnen war klar geworden, daß sie fremde Hilfe nicht herbeiholen konnten. Da hatte auch der Geheimcode, den sie im Notfall anrufen konnten, keinen Sinn Sam drehte sieh wieder um. »Ihr könnt mal schauen, ob ihr etwas entdeckt. Ich glaube es aber nicht.«

Im selben Augenblick schrie Bimbo auf. »Sam, hinter dir!«

Auch die anderen beiden hatten es gesehen, waren ebenso überrascht

wie der Schwarze, nur sprachlos.

Aus den Trümmern stieg eine Gestalt, die auch Sam jetzt sah, weil er sich gedreht hatte.

Lautlos schwebte sie in die Höhe, wie ein Geist oder ein Engel…

Drei Söldner schwiegen, nur Bimbo konnte sich nicht still verhalten. »Wir bekommen Besuch!« kreischte er. »Verdammt, wir bekommen Besuch. Und das von einem Toten…«

Die Nacht war für uns noch längst nicht beendet. Das erfuhr ich drei Stunden später.

Mandra hatte es sich im Wohnzimmer auf der Couch bequem gemacht, ich lag in meinem Bett, Suko war nach nebenan in seine Wohnung gegangen, und mich riß das Klingeln des Telefons aus dem Schlaf.

Ich schreckte hoch, schüttelte den Kopf und schimpfte erst einmal. Es ist immer ein dummes Gefühl, wenn man aus dem ersten tiefen Schlaf gerissen wird.

Dementsprechend brummig klang meine Stimme, als ich mich meldete. Sir James wollte etwas von mir.

»Sie haben schon geschlafen, John?«

»Ja, Sir, das hört man wohl.«

»Richtig. Dann stehen Sie auf und ziehen Sie sich wenigstens einen Bademantel über. Ein Geisterjäger im Schlafanzug macht keinen guten Eindruck, wenn ich komme.«

Dieser Satz hatte die letzte Müdigkeit aus meinen Knochen vertrieben. »Wann kann ich mit Ihnen rechnen, Sir?«

»In zwei Minuten.«

»Was?«

»Ich stehe hier unten in der Halle. Bis gleich.«

Während das Freizeichen aus dem Hörer summte, stand ich auf und sah Mandra in der Tür stehen. Auch ihn hatte das Klingeln aus dem Schlaf gerissen.

»Was war los?«

Ich griff nach meinem Bademantel. »Sir James ist in zwei Minuten hier. Ruf du Suko an.«

»Was gibt es denn?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, mein Lieber, aber es scheint zu brennen.«

»Na denn.« Mandra verschwand wieder. Sukos Nummer kannte er auswendig. Ich ging ins Bad, spritzte Wasser in mein Gesicht und stieg schnell in die Kleidung. Als ich den Reißverschluss der Hose zuzog, schellte es.

Ich hörte, daß Mandra zur Tür unterwegs war, ging in den Wohnraum und erwartete Sir James.

Suko kam auch sehr schnell, ebenfalls angezogen.

Unser Chef zog seinen Mantel aus und hängte ihn über eine Stuhllehne. Den Hut legte er auf die Sitzfläche. Fehlte nur noch, daß er sich darauf gesetzt hätte.

»Ich habe Shao gebeten, uns Kaffee zu machen«, sagte Suko und erntete unser Nicken als Einverständnis.

Obwohl wir alle ziemlich entspannt dasaßen, konnten wir eine gewisse Erregung dennoch nicht unterdrücken, denn Sir James besuchte mich mitten in der Nacht sicherlich nicht, um mir einen guten Schlaf zu wünschen. Da mußte es schon brennen.

»Sie werden sich wundern, daß ich um diese Zeit zu Ihnen gekommen bin, aber es gibt Dinge, die Sie unbedingt wissen müssen und die nicht auf die lange Bank geschoben werden können.« Der Superintendent fixierte mich. »Sie, John, tragen gewissermaßen indirekt die Schuld an dem Fall, denn Ihr Anruf hat den Schneeball in Bewegung gesetzt, der zu einer Lawine werden kann. Es geht um Cornwall, um das Städtchen Lonecastle und um dessen Umgebung.« Sir James holte Luft. »Was dort geschieht, davon wissen nur wenige Menschen, unter anderem ich. Und was ich Ihnen jetzt sage, darf kein anderer wissen. For your eyes only, gewissermaßen. Es ist top-secret.«

Wir versprachen es.

Shao kam mit dem Kaffee, begrüßte auch Sir James und ging wieder davon, da sie keiner zum Bleiben aufforderte.

Wir tranken das heiße Getränk, bevor Sir James mit seinen Ausführungen begann.

Anschließend erfuhren wir etwas, das man mit dem Begriff Geheimauftrag umschreiben konnte. Waffentechnik, Rüstung, alles Begriffe, die unser Chef mit einwarf, und die mir verdammt sauer aufstießen. Sir James fühlte sich selbst nicht wohl in der Rolle als Anwalt des Staates, aber er konnte nichts daran ändern. Er sprach auch von den Forschungen anderer, feindlicher Länder und kam allmählich zum Kernpunkt seiner Rede. Wir hörten von zwei bahnbrechenden Erfindungen, die so gut wie abgeschlossen waren und getestet werden sollten.

Einmal ging es um ein völlig neues Hubschraubermodell, das sich praktisch lautlos bewegen konnte und von den »Feinden« erst im letzten Augenblick bei Dunkelheit gesehen oder gehört wurde.

Die zweite Erfindung drehte sich um das Laser-Gewehr. Und da horchten wir auf.

Es war den Wissenschaftlern tatsächlich gelungen, diese Strahlenwaffe herzustellen. Nun sollte sie erprobt werden. Mir lief es kalt den Rücken hinab, als ich davon hörte.

»Der Test des Hubschraubers und die Erprobung der Laser-Kanonen geschieht in Cornwall«, erklärte Sir James. »Und zwar dort, wo Sie hinwollen. Das Gelände wurde ausgesucht und vier Männer

engagiert.«
»Was sind das für Leute?« fragte ich.
Sir James senkte den Blick. »Es sind Typen, die man als moderne Glücksritter bezeichnen kann, wenn man es positiv sieht.«
»Killer also«, stellte ich richtig.
»Sagen wir Söldner.«
Ich war überrascht. »Und denen obliegt das Testen der Waffen?«
»So ist es.«
Ich kam da nicht mit. Auch Sukos Gesicht zeigte einen überraschten Ausdruck. »Hat man da keine anderen nehmen können?« erkundigte sich der Inspektor.
»Man hätte, aber man hat nicht.«
»Sicher werden Sie uns auch diesen Grund nennen, Sir.«
»Natürlich«, sagte Sir James zu mir. »Die Waffen sind noch nicht serienreif, und es besteht leider ein großer Risikofaktor. Welcher das ist, ob er mit einer gewissen Strahlung zusammenhängt, das alles ist mir unbekannt. Jedenfalls existiert dieser Faktor, und da wollte man eben Leute einsetzen, die für Geld ihr Leben riskieren.«
»Hat man keine Angst, daß diese Leute reden?« fragte ich.
Der Superintendent hob die Schultern. »Es gibt Dinge, die sie am Reden hindern werden.«
»Also Mord.«
»Nein, nicht unbedingt. Durch Drogen kann man auch das Gedächtnis löschen.« Sir James breitete die Arme aus. »Es tut mir leid, Ihnen das so direkt sagen zu müssen, aber es ist nun mal eine Tatsache, die wir nicht ignorieren können. Ferner kommen wir nicht daran vorbei, daß dieses Gebiet, wo die Waffen und der Hubschrauber getestet werden sollen, zum großangelegten Sperrbezirk erklärt wurde. Da sollte keine Maus rein und auch keine raus.«
»Auch wir nicht?« fragte Suko.
»So ist es.«
Jetzt war mir einiges klar geworden. Ich wußte nun, weshalb man so geheimnisvoll tat, aber ich sah nicht ein, daß wir deswegen unsere Aktivitäten stoppten.
Dies erklärte ich auch Sir James.
Er runzelte die Stirn, bevor er lächelte. »So etwas habe ich mir gedacht, nur kann ich Ihnen erstens keinen offiziellen Auftrag geben und zweitens keine Rückendeckung. Was Sie und Ihre Freunde auch immer in der Richtung versuchen, John, Sie sind völlig auf sich allein gestellt. Verstehen Sie?«
»Sehr gut sogar.«
»Dann bin ich beruhigt.«
Ich war es nicht. Mandra und Suko dachten ebenfalls so wie ich, das las ich aus ihren Gesichtern. Beide dachten nicht daran, die Flinte ins

Korn zu werfen. Kreuz und Dolch hatten uns den Weg aufgezeigt, den wir zu gehen hatten. Daran würden wir uns auch halten, das stand fest.

Es verging eine Schweigepause. Wir tranken unseren Kaffee, und Sir James, der keine Tasse vor sich stehen hatte, wunderte sich ein wenig. »Ich vermisse Ihre Kommentare, meine Herren.«

»Da gibt es nicht viel zu kommentieren, Sir«, erwiderte ich.

»Sie wollen den Fall also verfolgen?«

»Ja.«

»Trotz der Gefahren?«

»Auch das!«

Sir James verzog die Lippen und räusperte sich. »Sie sind erwachsen, ich kann Ihnen da nicht hineinreden, aber ich kann Ihnen diesmal auch nicht helfen. Das Gebiet steht unter militärischer Hoheit. Das heißt, die Soldaten sind in den nächsten Tagen nicht einmal präsent. Man verläßt sich völlig auf die Kommentare der vier Söldner.«

»Bis dahin können wir den Fall hinter uns haben«, sagte Suko voller Optimismus.

Sir James schaute Mandra Korab an. »Sind Sie denn sicher, daß Sie einen Ihrer Dolche dort finden werden?«

»Alle Spuren weisen auf das Gebiet hin.«

»Hundertprozentig ist es aber nicht?«

»Nein, Sir, doch für mich ist es sonnenklar. Kreuz und Dolch sind eine Verbindung eingegangen, und es hat sogar einen Zeugen gegeben. Einen Menschen, der tot ist und dessen Geist wir in dem Griff des Dolches entdeckten. Wir nehmen an, daß die vier Söldner diesen Mann ermordet haben. Sie wollten ja keine Zeugen.«

Sir James atmete tief ein. »Verurteilen Sie die Leute nicht vor dem Beweis.« Er stand auf. »Wie gesagt, Sie wissen, was die Uhr geschlagen hat. Versuchen Sie es, wenn Sie wollen, ich jedenfalls weiß von nichts. Ich hoffe ferner, daß sich die Interessen nicht überschreiten und es zu einer Eskalation kommt.« Er nickte uns zu, nahm Hut und Mantel und verließ die Wohnung.

Ich brachte ihn zur Tür.

Dort sprach Sir James noch einmal zu mir. »Seien Sie nur vorsichtig, John. Die Söldner sind rücksichtslos und verdammt harte Burschen. Die schießen schneller, als Sie denken können.«

»Danke, Sir, wir werden Ihren Rat beherzigen.«

Der Superintendent tippte gegen meine Brust. Eine Geste, die ich noch nie bei ihm erlebt hatte. »Ich wünsche Ihnen, daß Sie es schaffen, John. Und glauben Sie mir, auch ich bin nicht mit allem einverstanden, was sich Militärs und Geheimdienste ausdenken.«

»Es ist gut, das zu wissen, Sir.«

Er ging zum Fahrstuhl. Gebückt, langsam. In diesen Augenblicken

kam er mir wie ein alter Mann vor, der in einen Krieg geschickt worden war, den er nicht gewinnen konnte.

Dann straffte er seine Gestalt und betrat den Lift, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Für uns aber wurde es Zeit!

Bimbo, der schwarze Söldner, hatte sich nicht geirrt. Vor ihnen stand tatsächlich ein Toter.

Ein Mann, den sie erschossen hatten.

Der Zeuge.

Es war unwahrscheinlich, und selbst die harten Söldner fühlten, wie das Grauen in ihnen hoch kroch. Ein jeder bekam eine Gänsehaut, und sie starrten mit weit aufgerissenen Augen die Erscheinung an, die aus den Trümmern des Hubschraubers stieg.

Ein Mensch war es nicht mehr, obwohl er so aussah.

Nur Geister können schweben. Und nur Geister besitzen dieses seltsame und überirdische Leuchten in den Gesichtern.

»Das ist ein Ding!« flüsterte Sam. Er schüttelte den Kopf und schaute den Deutschen sowie den Engländer dabei scharf an. »Habt ihr eine Erklärung?«

»Nein«, sagte Fritz.

Essex schwieg und schluckte nur.

Hinter ihrem Rücken hörten die drei die Schritte des Schwarzen und vernahmen sehr bald seinen aufgeregten Atem. Er blieb neben dem Deutschen stehen, legte eine Hand auf dessen Schulter und wisperte: »Wir haben die Hölle herausgefordert. Jetzt schlägt sie zurück, und wir können nichts dagegen tun.«

»Rede doch nicht so einen Unsinn!« fuhr Sam den Kumpan an.

»Wir schießen eben noch einmal, Jungs. Haltet eure Kanonen bereit, dann werden wir es dem Geist schon zeigen! Gegen Laser wird er sicherlich nichts ausrichten.«

»Geister sind gegen alles standhaft«, behauptete Bimbo.

»Dann versuchen wir es mal.« Sam hob seine Waffe an. Seine Züge verkanteten sich. Er zielte genau, einen Fehlschuss durfte er sich nicht erlauben.

Schon hatte er den Druckpunkt des Abzugs überwunden. Eine feine Lichtlanze stach aus der Mündung. Der Laser im Innern des Gewehrs war aufgeladen worden und konnte seine Energien entfalten.

Er traf.

Etwa in Herzhöhe durchbohrte der helle Strahl die über dem Hubschrauberklumpen schwebende Gestalt.

Es war ein haargenauer Treffer gewesen, ein Todesschuss. Aber konnte man Geister töten?

Nein, sie waren schon tot und starben nicht ein zweites Mal. Das mußten die Männer in diesen Augenblicken feststellen, als die

Lichtlanze das Zentrum durchbohrte und sehr dünn in die stockdunkle Nacht stach, vergleichbar mit einem langen gelben Faden.

Der Amerikaner nahm den Finger zurück. Sofort verschwand der Schein, und Sam trat nach hinten.

»Ich habe es gesagt!« zischte Bimbo. »Ihr wolltet ja nicht hören, verdammt!«

»Halt dein Maul!« brüllte Sam. »Wir wissen es ja.« Er löste eine Hand von seinem Laser-Gewehr und wischte sich den Schweiß aus der Stirn. Sie alle sahen verflucht grau aus, und sie alle konnten das Phänomen nicht begreifen und wollten es auch nicht akzeptieren.

»Gemeinsam!« befahl Sam.

Sie schossen.

Vier Strahlen vereinigten sich in Herzhöhe der Gestalt zu einem einzigen, ohne jedoch etwas erreichen zu können.

Der Geist blieb in seiner Stellung. Er nahm den Treffer hin, als wäre er überhaupt nicht vorhanden.

Sam faßte es zusammen. »Da können wir bis morgen früh weiterschießen, ohne etwas zu erreichen. Verdammt auch.«

»Hast du denn einen Vorschlag?« fragte Fritz. »Schließlich wolltest du der Anführer sein.«

»Nein.«

»Seid ruhig!« flüsterte Bimbo, »ich höre ihn.«

»Redet er?« fragte Essex.

»Ja, da ist doch eine Stimme. Stellt eure Lauscher nach oben, Freunde.«

Die vier Söldner schwiegen, und sie vernahmen tatsächlich eine dünne geisterhafte Stimme. Wie das Säuseln des Windes, der aus der Unendlichkeit des Alls zu kommen schien.

»Ihr habt das Blut eines Unschuldigen vergossen«, wisperte die Stimme. »Eines Menschen, der es gut mit der Natur gemeint hat. Doch die Natur nimmt es nicht hin. Dieser Boden ist ein Besonderer. Seit unzähligen Jahren wohnen in ihm die Geheimnisse einer fremden Welt. Der Geist dieses Hügels hat die Seele des Menschen eingefangen, und er wird sie vorschicken, um euch zu töten. Ihr seid in mein Gebiet eingedrungen, und das wird euer Tod sein. Wenn sich die Hügel öffnen und das Grauen entlassen, werdet ihr einen schrecklichen Tod sterben…«

Es waren die letzten Worte, die der junge tote Mensch sprach. Er verschwand, doch er wurde von einer anderen Gestalt abgelöst, die plötzlich erschien.

Niemand wußte, wo sie gelauert hatte. Sie war auf einmal da, und sie trug einen weißen langen Umhang, der wie ein Gespinst aus Nebel wirkte, und der noch fahnengleich über den Boden schwebte.

Trotz der Dunkelheit konnten die vier Söldner das Gesicht des

Mannes gut erkennen.

Es zeigte ebenfalls das überirdische Leuchten, obwohl es mit seinen zahlreichen Falten, Runzeln und Kerben aussah wie ein Stück aus einem alten knorrigen Baumstamm.

Lang und weiß wie das Gewand waren auch die Haare der Erscheinung. Der Wind wehte sie zur rechten Seite hin, und er wehte im nächsten Augenblick die Gestalt fort.

Sie löste sich auf wie ein Nebelfetzen.

Nichts war mehr von ihr zu sehen.

Die vier Söldner standen auf der Stelle, sie starrten sich an, keiner sagte etwas.

Nur Bimbo scharrte unruhig mit einer Fußspitze über den Boden, und Sam faßte sich schließlich als erster.

»Das war eine klare Morddrohung, die uns der Alte entgegengeschleudert hat.«

Seine Kumpane nickten.

»Machen wir etwas dagegen?« fragte der Deutsche.

Bimbo lachte schrill. »Was denn?«

Eine gute Frage, die ihm keiner der drei beantworten konnte.

Sam schlug gegen seinen rechten Oberschenkel. »Es ist zwar gegen die Söldnerehre, aber ich würde vorschlagen, daß wir verschwinden. Wir haben hier nichts mehr zu suchen. Unser Auftrag ist gescheitert. Wir schlagen uns bis zur nächsten Bahnstation durch und werden dort weitersehen. Alles klar?«

Essex hatte noch einen Einwand. »Und auf das Geld?« fragte er.

»Werden wir wohl verzichten«, meinte Bimbo. Er knirschte dabei mit den Zähnen.

»Sehe ich nicht ein«, widersprach der Deutsche. »Vielleicht sollten wir einen Teil rausholen.«

»Hört auf mit dem Mist!« fuhr ihm Sam in die Parade. »Was interessieren uns jetzt die Mäuse. Wir müssen sehen, daß wir hier mit heilen Knochen wegkommen.«

»Meine ich auch«, stand Bimbo ihm bei.

Da standen die vier Söldner nun.

Ganz links der strohblonde Deutsche aus Hamburg. Ein hagerer, aber zäher Mann mit einer Haut wie Leder.

Neben ihm der Engländer. Die hochgezogenen Augenbrauen gaben dem Gesicht einen stets spöttischen Ausdruck. Dazu passten auch die herabgezogenen Mundwinkel, die dünnen Lippen und die etwas flach wirkende Nase in seinem länglichen Gesicht.

Bimbo war der Kräftigste. Ein Bär von einem Mann. Fäuste wie Schmiedehämmer und eine Bauchmuskulatur, die auch Hammerschläge aushielt. Ein wilder, brutaler Typ, dessen Augen manchmal so hell wie Eiweiß leuchteten.

Blieb Sam, der Ami. Das Haar zur Bürste geschnitten, wie die Rangers. Ein klumpiges Gesicht mit einer mehrfach gebrochenen Nase. Kalte, blassblaue Augen und eine Narbe, die senkrecht von der Lippe bis zum Hals hin lief.

Gegen ihn kam selbst Bimbo nicht an, und der schlug fast alles zu Boden, was ihm vor die Fäuste kam.

»Welchen Weg nehmen wir?« fragte Fritz.

»Wir sind von Westen gekommen und werden uns auch dorthin begeben.«

»Willst du zu Fuß bis zur Küste?« fragte Essex.

»Nein. Unterwegs besorgen wir uns einen fahrbaren Untersatz. Das U-Boot wird ja warten.«

»Gehen wir«, hetzte Bimbo. Ihm war es am unwohlsten. Er fühlte sich eingekreist und umzingelt von Geistern, Dämonen und unheimlichen Schattenwesen.

Die Kunststoffmasse des zerschmolzenen Hubschraubers war mittlerweile so weit erkaltet, daß sie über das Zeug hinwegschreiten konnten, ohne einzusacken.

Sie ließen die Reste hinter sich, erklommen den kleinen Muldenhang an der gegenüberliegenden Seite und setzten ihren Marsch fort. Sie schritten schnell und zügig aus.

Über einen mit dürrem Wintergras bedeckten Boden gingen sie und mußten immer wieder Steinen ausweichen, die wie festgeklebt an den langen Hängen lagen.

Schwarz lag der Himmel über ihnen. Sehr weit gespannt, aus der Unendlichkeit kommend und wieder hineinstoßend.

Die Weißen hatten Bimbo die Führung überlassen. Er wollte so rasch wie möglich weg und hatte es dementsprechend eilig. Der Atem dampfte vor seinen Lippen. Schnell lief er, vergleichbar mit einem Nashorn, das durch die Savanne stampft.

Bis plötzlich Schluß war.

Der schwere Körper stoppte so abrupt, als wäre er gegen eine Wand gestoßen. Bimbo schnellte in die Höhe, seine Arme fuhren in die Luft, die Finger bewegten sich hektisch, als suchten sie nach einem Halt, der aber nirgendwo zu finden war.

Dann bekam er das Übergewicht.

Der schwere Körper stürzte. Da das Gelände leicht abschüssig war, geriet er ins Rollen, überschlug sich und blieb dich vor den Füßen seiner Kumpane liegen.

Die waren entsetzt.

Sie schauten nach vorn, dann wieder auf Bimbo, der sich auf den Bauch gewälzt und sein Gesicht in der feuchten Erde vergraben hatte. Deshalb waren seine Worte auch kaum zu verstehen.

»Wir kommen nicht weiter«, erklang es dumpf und röchelnd.

»Verdammt, wir schaffen es nicht…«
»Was ist denn?« schrie Sam. Er hatte sich gebückt und starrte auf den breiten Rücken des Schwarzen.
»Moment«, sagte Fritz, »werden wir gleich haben.« Er drehte sich und schoß.
Zwei Männer schauten zu, als der feine Strahl mit Licht-Geschwindigkeit die Mündung verließ und nicht hinein in die Schwärze jagte, sondern aufgehalten wurde.
Genau dort, wo auch Bimbo nicht mehr weitergegangen war, kam es zu der Entladung.
Dort blitzte es plötzlich auf, eine grelle Entladung folgte, im nächsten Augenblick fiel der Laserstrahl zusammen.
Aus…
Die Männer waren sprachlos.
Fritz schaute auf seine Waffe. Selbst in der Dunkelheit war zu sehen, daß er bleich wurde. Sein Gesicht hob sich sehr deutlich von dem Schwarz des Schutzanzugs ab.
»Bimbo hat recht gehabt, da ist eine unsichtbare Sperre!«
»Das will ich wissen!« knirschte Sam, nahm sein Gewehr in Anschlag und »feuerte«.
Er hielt dabei nicht nur auf eine Stelle, sondern schwenkte die Waffe, so daß sie die lange Grenze an verschiedenen Punkten berührte und der Strahl ein explosiv aufzuckendes Muster hinterließ.
Es entstand kein einziges Geräusch. Die einzelnen Explosionen erfolgten völlig lautlos. Grelle, blendende Lichtblitze, und die drei Männer mußten die Visiere ihrer Helme nach unten klappen, damit ihre Augen etwas geschont wurden.
Die unsichtbare Mauer blieb. Auch die konzentrierte Kraft der Laser-Gewehre konnte sie nicht zerstören. Demjenigen, der sie aufgebaut hatte, war es gelungen, ein unüberwindliches Hindernis zu schaffen. Wenigstens für die Söldner und ihre Waffen.
Auch Sam ließ die Gewehr-Kanone sinken. Dabei hob er die Schultern. Diese Geste deutete Hilflosigkeit an.
Essex sprach gelassen aus, was die anderen dachten. »Mir scheint, daß wir in einer Falle stecken, Freunde.«
Der Deutsche nickte.
Sam nagte auf seiner Unterlippe. »Fragt sich nur, was wir jetzt unternehmen sollen.«
»Nichts«, meinte Essex. »Wir warten so lange, bis es unseren Gegnern einfällt, die Barriere wieder zu entfernen.«
»Das werden sie tun, wenn wir tot sind«, erklärte Fritz völlig emotionslos.
»Kann sein.«
»Zuvor räumen wir aber noch hier auf, das schwöre ich euch«, sagte

der Amerikaner.

Jetzt erst regte sich Bimbo. Bisher hatten ihn die drei anderen nicht mehr beachtet. Nun sahen sie mit an, wie sich ihr dunkelhäutiger Kollege schwerfällig in die Höhe stemmte.

Über seine Lippen drang ein Ächzen. Zudem fluchte er vor sich hin, und keiner wußte so recht, was er hatte.

Bis er sich umdrehte.

Selbst die hartgesottenen Söldner zuckten zurück, als sie das Gesicht des Schwarzen sahen.

Es war nur mehr eine blutige Masse!

Drei, vier Sekunden wagte niemand, auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Der Schock hatte die Männer zu tief getroffen. Bimbo kniete vor ihnen, sein Gesicht war den dreien zugewandt, und der Schwarze hielt die Arme ausgestreckt, wobei er die Hände rang.

»Verdammt, so helft mir doch. Ich… ich kann nicht mehr. Diese verfluchten …«

Essex und Fritz packten ihn unter und stellten ihn auf die Beine.

Als sie ihn losließen, schwankte der Schwarze. Er hob seine Hand, fuhr durch das Gesicht, und als er auf die Fläche schaute, sah er das Blut.

Blut aus seinem Gesicht.

»Kannst du noch?« fragte Sam.

»Ja, ich muß.«

»Okay, Bimbo, rede. Was ist genau passiert. Wir müssen es wissen, verstehst du?«

»Klar, Sam, klar. Da ist was. Sie haben eine Mauer gezogen. Unsichtbar, wie ein Energieschirm. Wir kommen nicht durch. Wir sind Gefangene in einem offenen Lager ohne Zäune.« Er begann plötzlich schrill zu lachen, was Sam nach einigen Sekunden missfiel, deshalb schlug er Bimbo die Handkante in den Stiernacken.

Der Neger fiel auf die Knie. Sein Lachen endete, dafür floss ein schweres Stöhnen über seine Lippen. »Wir können nichts machen. Es ist vorbei, alles vorbei.«

»Los, wir gehen«, sagte Sam.

»Und wohin?« Essex grinste.

»Wo wir uns in Ruhe unterhalten können.«

Der Engländer deutete auf Bimbo. »Was machen wir mit ihm?«

»Er kann ja nachkommen.«

Die drei lachten und liefen davon.

Der Schwarze blieb zurück. Die aus den Augen rinnenden Tränen vermischten sich mit dem Blut in seinem Gesicht…

Es war Nachmittag, als wir die Provinz Cornwall erreichten, und erst am späten Nachmittag konnte man uns Auskunft darüber geben, wo wir die Galls fanden.

Sie wohnten inmitten der Prärie. Einsam und verlassen. Kein Haus weit und breit, nur eben die kleine Farm, die verlassen aussah, als wir mit meinem Bentley über den schmalen Weg fuhren und dabei eingezäunte Wiesen- und Weideflächen passierten, wo Schafe und Hammel grasten.

Zur linken Hand begann ein hügeliges Gelände. Es deckte gewissermaßen diese Ebene zum Meer hin ab, und über dem Land lag ein dichter, wolkengrauer Himmel, wobei die Luft kalt und von einer erfrischenden Klarheit war, so daß wir schon einige Male tief durchgeatmet hatten.

Der Zufahrtsweg schlug einen Bogen nach rechts und endete vor einem Bauernhaus, das rustikal und gemütlich wirkte. Es war aus Steinen errichtet worden und besaß ein langgezogenes Dach aus festem Ried. Die Rahmen der Fenster rochen noch nach Farbe, und ein Hund bellte herausfordernd, als wir dem Haus entgegenrollten.

Es war eine Dogge, ein großes Tier. Es lief neben dem Bentley her, schaute und bellte mich, den Fahrer, an.

Trotzdem stoppte ich nicht. Erst als die Kühlerschnauze meines Wagens fast einen alten Steintrog berührte, hielt ich den Bentley an.

Es war auch nicht mehr weit bis zum Eingang.

Dort erschien eine Frau.

Sie war schon älter. Ihr graues Haar hatte sie streng gescheitelt.

Sie trug ein langes Kleid und eine selbstgestrickte Jacke. Die Hände hatte sie in die Hüften gestützt, der Blick ihrer Augen war abschätzend und mißtrauisch.

Der Hund hatte sich zu ihr gesellt. Er hockte neben ihr und knurrte drohend. Weit hing die Zunge aus dem Maul. Sie erinnerte mich an einen Lappen.

Ich drückte die Tür auf.

Augenblicklich nahm der Hund eine gespannte Haltung an, und die Frau rief mir zu: »Was wollen Sie?«

»Sind Sie Mrs. Gall?« fragte ich zurück.

»Ja.«

»Wir sind von Scotland Yard und möchten gern mit Ihnen reden.«

»Worüber?«

»Können wir das nicht besser drinnen besprechen.«

»Es geht um meinen Sohn, wie?«

»Möglich.«

Sie überlegte. Die Dogge an ihrer Seite hechelte und stand auf dem Sprung. »Woher soll ich wissen, daß Sie wirklich Polizisten sind?«

»Ich zeige Ihnen meinen Ausweis.« Vorsichtig griff ich in die Tasche, holte die Hülle hervor und warf der Frau den Ausweis zu. Er fiel neben der Dogge zu Boden.

Mrs. Gall bückte sich. Für ihr Alter sehr geschmeidig. Sie hob das

Dokument auf und schaute es sich an.
»Nun?« fragte ich.
»Ja«, sagte sie, »es ist gut.«
Ich lächelte. »Wir belügen Sie nicht. Dürfen wir jetzt zu Ihnen kommen, Mrs. Gall?«
»Meinetwegen.«
Auch Suko und Mandra stiegen aus. Sie waren beide keine Europäer. Der eine Chinese, der andere Inder, und die Frau aus Cornwall wurde blaß, als sie die Männer sah.
Auch die Dogge begann zu knurren. Ich hob beide Arme und beruhigte die Frau mit meinen nächsten Worten. »Keine Panik, meine liebe Mrs. Gall, wir sind wirklich Polizisten.«
»Ihre Freunde sehen ein wenig…«
»In London gibt es viele ethnische Gruppen und Rassen. Alle aber sind Menschen, daran sollten Sie immer denken.«
Sie nickte, und meine beiden Freunde stellten sich vor. Sie machten es so nett, daß Mrs. Gall ihre Scheu überwand und uns in das Haus hineinführte.
Wir schritten über alte Holzdielen, die sich knarrend bogen, als sie unser Gewicht spürten. Die Decke war niedrig. Mandra und ich mußten den Kopf einziehen.
Mrs. Gall führte uns nach links. So gelangten wir in den niedrigen, aber sehr gemütlich eingerichteten Wohnraum mit den kleinen Fenstern, durch die nur wenig Licht drang. Im Sommer reichte es bestimmt aus, das Zimmer zu erhellen. Im Winter aber, wo es manchmal kaum richtig hell wurde, blieb der Raum stets im Dämmer.
»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« fragte die Frau.
Wir bedankten uns.
Auf einer Fensterbank stand eine brennende Kerze. Ihre Flamme flackerte und zauberte Schatten an die Scheibe. Das alles wäre nicht so unnatürlich gewesen, mir fiel nur die Farbe der Kerze auf.
Sie war schwarz.
Ein wenig irritiert schaute ich zur Seite, und Mrs. Gall hatte meinen Blick bemerkt. Sie saß uns gegenüber auf einem Stuhl, hatte die Hände verschränkt und sie auf die Platte des runden Tisches gelegt.
»Sie wundern sich über die Kerze, Mr. Sinclair?«
»In der Tat.«
Sie senkte den Blick. Die Falten in ihrem Gesicht traten noch schärfer hervor. Als sie den nächsten Satz sprach, drangen die Worte stockend über die sich kaum bewegenden dünnen Lippen.
»Es tut mir leid«, sagte sie flüsternd, »aber ich mußte die Kerze anzünden. Es ist die Totenkerze, wissen Sie.«
»Nein…«
Sie schaute uns der Reihe nach an. »Es geht um meinen Sohn«,

erklärte sie uns. »Er ist tot.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Suko. »Haben Sie seine Leiche gesehen?«

»Nein.«

»Dann ist es noch nicht klar.«

»Für mich schon«, sagte sie und nickte heftig. »Ich kann es nämlich fühlen. Ich merke genau, daß er nicht mehr lebt. Es ist wahr, es hat ihn erwischt. Deshalb habe ich die Kerze angezündet, um seine Seele zu locken. Sie wird immer angesteckt, wenn jemand aus unserer Familie gestorben ist. Es gibt keinen Peter Gall mehr. Ich bin die letzte aus diesem Geschlecht, und ich werde auch bald gehen.«

»Wie ist Ihr Sohn denn umgekommen?« wollte Mandra wissen.

Die Frau gab Antwort, doch sie schaute nicht ihn an, sondern die Platte des kleinen Ofens. Sie glühte, weil sie zu heiß war. »Ich war nicht dabei, als er starb. Ich fühlte nur, daß er tot ist, aber es hatte ja so kommen müssen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er ging immer weg.«

»Wohin?«

»Nach draußen.«

Bisher hatte Mandra die Fragen gestellt. Er nickte mir jetzt zu. Ich verstand das Zeichen. »Hat er draußen etwas Bestimmtes gesucht, Mrs. Gall?« wollte ich wissen.

»Ja, er glaubte fest daran, daß sie kommen würden.«

»Wer denn?«

»Die anderen. Die Wesen von den Sternen. Mutter, hat er noch gestern vor Einbruch der Dunkelheit gesagt, ich spüre, daß etwas in der Luft liegt. Es wird bestimmt was geschehen…« Die Frau schluckte. »Nun ist er nicht mehr nach Hause gekommen.«

Es war ein hartes Los, das sie da zu tragen hatte.

»Aber es ist kein Beweis, Mrs. Gall, daß Ihr Junge tot ist. Verstehen Sie mich?«

»Für mich ist es ein Beweis.«

Ich ahnte selbst, daß Peter nicht mehr lebte, und ich kam mir irgendwie schäbig vor, weil ich der Mutter eine Komödie vorspielte.

Leider ging dies nicht anders, da wir ja auch herausbekommen wollten, was genau vorgefallen war.

Sie weinte lautlos. Für uns war es erschreckend, dies zu sehen.

Ein kleiner Strom aus Tränen rann aus beiden Augen und lief an den Wangen nach unten. Dabei redete sie noch, und ihre Stimme klang abgehackt, zudem sehr leise.

»Er ist nachts gegangen und war davon überzeugt, die Wesen von den fernen Sternen zu sehen. Aber er würde sie nie sehen. Ich habe es immer wieder gesagt, doch er hörte nicht. Wenn er etwas sah, dann

war es was anderes. Das Leben hier in den Hügeln, das würde er sehen. Sie werden es mir nicht glauben, aber die Hügel in der Nähe leben. Sie sind verzaubert. Kelten und Druiden haben hier vor langer Zeit gelebt und ihre Spuren hinterlassen. Es waren weise Menschen darunter. Sie verlangten nur, in Ruhe gelassen zu werden.«

»Hat man das?« fragte ich.

Sie schaute mich an und nickte zögernd. »Ja, bis auf meinen Sohn Peter. Aber ihm taten sie nichts. Er wollte ja nichts Schlechtes. Sie waren vielleicht sogar befreundet.«

Ich lächelte aufmunternd. »Sehen Sie, dann werden ihm die Wesen auch nichts getan haben, Mrs. Gall.«

»Sie nicht, aber andere.«

»War noch jemand in den Hügeln?«

»Ich sah sie nicht, aber so muß es gewesen sein, denn ich entdeckte in der Nacht, als ich auf meinen Sohn wartete, ein seltsames Licht. Es strahlte heller als ein Stern, war längst nicht so fern, und es blitzte ein paar Mal auf.«

Ohne uns abgesprochen zu haben, schauten wir uns an. Wir drei verfolgten sicherlich den gleichen Gedanken. Sir James hatte von Laser gesprochen. Wahrscheinlich war es das Laserlicht gewesen, das die Frau gesehen hatte.

Wenn das stimmen sollte, hatten wir wenigstens eine Spur.

»Wir werden Ihren Sohn suchen, Mrs. Gall«, sagte ich und traf Anstalten, mich zu erheben.

»Und mir dann die Leiche bringen?«

Darauf gab ich keine Antwort.

Mrs. Gall senkte den Kopf. Mit den Fingern wischte sie Tränen aus den Augenwinkeln. Das Lächeln auf ihren Lippen machte einen deprimierten, verlorenen Eindruck. Plötzlich hob sie den Kopf. So ruckartig, daß wir erschraken.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

»Etwas kommt!« sagte sie mit leiser Stimme. »Ich spüre es genau. Da liegt was in der Luft.«

»Und was?«

»Peter ist da!«

Sie behauptete es mit einer so großen Bestimmtheit, daß wir uns unwillkürlich umschauten. Doch außer uns befand sich niemand in dem niedrigen Wohnraum.

Dennoch hatte sich etwas verändert. Man konnte es als die Atmosphäre bezeichnen, die eine andere geworden war. Zwar strahlte der Ofen eine starke Hitze ab, dennoch glaubte ich, einen gewissen Hauch zu spüren, der über mein Gesicht fuhr.

»Spüren Sie es?« fragte die Frau.

»Was sollten wir spüren?«

»Meinen Sohn.«

Sie hatte die beiden Worte kaum gesprochen, als die Flamme der Kerze anfing zu flackern. Sie bewegte sich zunächst sehr unruhig nach rechts und links, wurde dann flach, als hätte jemand von oben her auf sie geblasen. Dann verlöschte sie.

»Der Beweis!« hauchte die Frau und trat einen zögernden Schritt nach vorn. »Das ist der Beweis. Peter hat die Totenkerze ausgeblasen. Er will zeigen, daß er sich bei uns befindet.« Sie nickte, als wollte sie sich dadurch selbst Mut machen.

Auch die Dogge, die sich nicht im Raum befand, sondern im Flur wartete, merkte, daß etwas nicht stimmte. Wir hörten ihr Knurren, das in ein abgehacktes Bellen überging, bevor wir ein Winseln vernahmen.

Tiere haben ein besonderes Verhältnis zur Umwelt. Sie sind sensitiver und spüren mehr als wir Menschen. Auf sie konnte man sich verlassen. Daß die Kerzenflamme verlöscht war, ließ ich als Beweis für die Anwesenheit eines Toten nicht gelten. Das hätte auch durch einen Windzug geschehen können.

Ohne daß sie jemand angestoßen hatte, öffnete sich die Tür. Sie knarrte in den Angeln. In der herrschenden Stille wirkte das Geräusch doppelt laut, und wir warteten mit angehaltenem Atem.

Jetzt glaubte ich auch daran, daß sich etwas zwischen uns befand, daß man so leicht nicht erklären konnte, und wir warteten mit angehaltenem Atem.

Die Tür kam zur Ruhe.

Sie stand halb offen, und Mrs. Gall drehte sich langsam um, so daß sie in die Diele schauen konnte.

»Peter?« flüsterte sie.

Eine Antwort bekam sie nicht.

Mrs. Gall rang die Hände. »Peter, bitte, so melde dich doch! Ich weiß, daß du nicht mehr am Leben bist, aber dein Geist ist vorhanden. Bitte, Peter!«

Wieder streifte etwas durch mein Gesicht. Auch Suko zuckte zusammen. Er trat sogar einen kleinen Schritt zurück.

Ich wollte es wissen. Wenn der Totengeist des Peter Gall schon vorhanden war, sollte er sich wenigstens zeigen, deshalb wollte ich einen Test durchführen.

Ich griff unter mein Hemd und holte das Kreuz hervor. Vielleicht reagierte er darauf. Erst einmal war ich überrascht. Das Kreuz strahlte etwas ab.

Es war eine Mischung aus grünem und silberfarbenem Licht. Ein Zeichen für mich, daß ich den Druidenzauber in der Nähe spürte.

Automatisch dachte ich an Aibon…

»Peter Gall!« rief ich laut und deutlich. »Wenn es dein Geist ist, der keine Ruhe finden kann, dann zeige dich uns. Komm her zu mir!«

»Nein, nein!« sagte die Frau. Sie wollte auf mich zu, hatte ihre Arme bereits ausgestreckt, doch Suko reagierte gut, er hielt sie mit sanfter Gewalt fest.

Ich wartete auf den Geist!

Und er kam.

Dem Kreuz konnte er nicht widerstehen. Es reagierte ähnlich wie ein Magnet.

Die Reaktionen des Kreuzes sagten mir, daß er sich direkt in meiner Nähe befand. Dieser seltsame Hauch strich auch über meine Hand, und in ihr hielt ich das Kreuz.

Berührung!

Wir alle hörten die fauchenden Laute, die dicht vor dem Kreuz entstanden, und im nächsten Augenblick griff die Magie des Kreuzes voll durch.

Sie bannte den Totengeist.

Vor unseren Augen entstand er.

Eine durchscheinende Gestalt, zu vergleichen mit einer Ektoplasmawolke, und aus dem Mund der Frau drang ein verzweifelter Schrei, während die Dogge wie verrückt bellte.

»Peter! Es ist Peter!«

***

Sie hatten die letzten Stunden der Nacht und auch den Tag abgewartet. Geschehen war nichts. Es existierte nur eine Tatsache, und die ließ sich leider nicht ändern.

Sie kamen nicht weg.

Unbekannte Kräfte hatten für dieses Gefängnis gesorgt, und die unsichtbare Barriere befand sich nicht nur an einer Seite, sondern an vier, so daß sie ein Karree bildete. Dazwischen lagen die Täler und Hügel, lag struppiger Wald, wirkten große Steine wie hingeschleudert und bedeckte graugelbes Gras die langgezogenen Hänge.

In einem Anfall von Gutmütigkeit war Essex zum Wrack des Hubschraubers gegangen und hatte in den Trümmern so lange herumgesucht, bis er den kleinen Kasten der Bordapotheke fand. Es war seltsamerweise nicht zerstört worden. Ein wirklicher Zufall.

Auch seinen Inhalt konnte man noch als brauchbar bezeichnen, so daß die drei Männer darangingen, ihren vierten Partner zu verarzten.

Notdürftig reinigten sie sein Gesicht, und der Schwarze mußte die Zähne zusammenbeißen, um vor Schmerz nicht aufzuschreien.

Schließlich legten sie ihm mit Pflaster und Mull einen Verband an, nachdem sie auf die Wunden eine heilende Salbe geschmiert hatten.

»Jetzt stöhn auch nicht mehr rum!« sagte Sam.

Er und seine Kumpane hockten im Schatten eines Felsens. Geschlafen hatten sie nicht. Sie saßen nur da, starrten nach vorn, warteten auf

den Tag und hingen ihren Gedanken nach.

Einen Grund zur Panik gab es für sie nicht. Ähnliche Situationen waren sie gewohnt. Man hatte sie schon oft genug eingekesselt und auch beschossen.

Dies war hier nicht der Fall.

Man ließ sie in Ruhe.

Gleichzeitig war es das auch, was sie aufregte. Wäre der Gegner zu sehen gewesen, hätten sie sich leicht verteidigen können, so aber mußten sie warten, und das zerrte an ihren Nerven.

Der Morgen kam, es wurde Mittag. An einer kleinen Quelle löschten sie ihren Durst.

Ein grauer Himmel spannte sich über ihnen. Sie begaben sich zu den Trümmern des Hubschraubers.

Bimbo trat mit dem Fuß gegen ein verbogenes und verkohltes Stück. »Das ist davon übriggeblieben. Das große Geheimnis des Militärs. Da liegt es. Verkohlt, zerstört, vernichtet. Man kann nur darüber lachen.« Er tat es so lange, bis ihn Sams scharfer Blick traf.

Da verstummte er.

Proviant hatten sie nicht mitgenommen. Wozu auch? Es hatte nur eine kurze Operation werden sollen. Daß es nicht so gekommen war, konnte man als Pech bezeichnen.

Fritz, der Deutsche, löste sich von der Gruppe und versuchte es noch einmal mit dem Gewehr.

Seine Grenzen wurden ihm gesteckt. Er sah die zahlreichen Lichtexplosionen und kehrte zu seinen Kumpanen zurück.

»Ewig können wir ja nicht hier hocken bleiben«, bemerkte Essex.

Er gab sich noch immer ein wenig unterkühlt.

»Das ist reine Nervensache«, erklärte Sam. »Wir werden schon die besseren haben.«

»Bist du da sicher?« fragte Fritz.

»Und wie.«

Die nächsten Stunden vergingen. Es tat sich nichts. Auch die Männer warteten ab. Sie beobachteten die Umgebung, und es war der Amerikaner, der sich plötzlich über die Augen wischte und in die Höhe sprang.

»Was hast du?« fragte Essex.

Sam gab keine Antwort. Er wandte ihnen den Rücken zu und schaute in die Ferne. Die Schutzkleidung hatten sie ausgezogen, weil sie sich darin behindert fühlten.

»Gib doch Antwort!« forderte auch der Deutsche.

Sam drehte sich um. Sein Gesicht zeigte einen nachdenklichen Ausdruck. »Ich habe das Gefühl, als hätte sich dieses verdammte Gelände einfach verändert.«

»Wieso?«

»Es ist nicht mehr so wie zuvor«, sagte er. »Tut mir leid, aber das stimmt.«

»Sag das doch genauer«, forderte Bimbo ihn auf. Der Schwarze hatte seinen Verband ein wenig zur Seite geschoben, damit seine Lippen frei lagen.

Sam deutete auf eine Hügelkuppe. »Die seht ihr, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich werde das Gefühl nicht los, daß die Kuppe gestern Abend noch woanders gestanden hat.«

Die drei Söldner schwiegen. Von dieser Behauptung mußten sie sich erst erholen.

»Und?« fragte der Deutsche.

»Sie muß gewandert sein!«

Normalerweise hätten die harten Söldner darüber gelacht. Das war ihnen allerdings vergangen, wenn sie die letzten Stunden einmal Revue passieren ließen. Es war soviel Unwahrscheinliches geschehen, daß sie es kaum fassen und es auch nicht erklären konnten. Dann hatten sie die Gestalt gesehen, diesen Geist, und jetzt waren sie bereit, das zu glauben, was ihnen Sam gesagt hatte.

»Bist du dir sicher?« fragte Essex.

»Ja.«

»Das können die Geister der Erde sein!« flüsterte Bimbo. »Sie leben in den Tiefen und bringen die um, die ihre Ruhe stören. Ich kenne das aus meiner Heimat.«

Diesmal widersprach niemand.

Sam sagte: »Wir werden den Hügel mal im Auge behalten.«

Die anderen stimmten zu.

Wieder vergingen Stunden. Der Nachmittag war angebrochen, er ging vorbei, und die langen, grauen Tücher der Dämmerung schoben sich über den unendlich erscheinenden Himmel.

Der Abendwind kam auf. Er wehte kühl in die Gesichter der Männer, die lauernd abwarteten.

Noch immer ließen sie den Hügel nicht aus den Augen. Sie selbst standen an einem hohen Felsen, der fast die Größe eines Einfamilienhauses besaß. Hin und wieder stöhnte Bimbo auf. Die Schmerzen in seinem Gesicht verstärkten sich.

Noch konnten die Söldner sehen, und von Sam kam der Vorschlag, sich den Hügel einmal genauer anzuschauen.

Die anderen stimmten zu.

»Ich bleibe hier«, sagte Bimbo.

»Gut.«

Sam, Essex und Fritz setzten sich in Bewegung. Ihre Füße schleiften durch das Wintergras, die Gewehre hielten sie in Anschlag, und sie waren etwa zwanzig Schritte weit gekommen, als sie in ihrem Rücken

das markerschütternde Schreien hörten.
Blitzschnell fegten sie herum.
Da sahen sie es!
Es hatte Bimbo erwischt.
Selbst die Gesichter der Söldner wurden grau, als sie das Schreckliche wahrnahmen.
Der Schwarze hatte, ohne es zu wissen, einen gewaltigen Fehler gemacht und sich an den Felsen gelehnt. Der war ins Rollen und Rutschen gekommen, und Bimbo hatte sich nicht mehr in Sicherheit bringen können.
Sie sahen ihn noch auf dem Boden liegen. Er hatte sich aufgestützt. Durch das heftige Aufreißen seines Mundes hatte sich der Verband verschoben.
Dann verstummte sein Schreien.
Der Felsen hatte auch seinen Oberkörper und damit den Kopf unter seiner tonnenschweren Last begraben.
Bimbo konnte niemand mehr helfen!
»Verdammt!« fluchte Essex, der sogar seine Ruhe verlor. »Hört das denn nie auf!« Er riß sein Laser-Gewehr hoch und schoß auf den Felsen.
Die Lichtlanze traf genau.
Sie bohrte sich in das Gestein, glühte es an dieser Stelle aus, während sich der Felsen schwankend bewegte, noch einige Yards weiterrollte und zum Stillstand kam.
Essex ließ das Gewehr sinken.
Innerhalb des Gesteins befand sich ein Loch. Es glühte auch weiterhin. Für Essex und seine beiden Partner sollte es noch schlimmer kommen.
Etwas geschah mit dem Felsen. Zunächst führten es die Männer auf den Angriff des Laserlichts zurück. Diese Meinung mußten sie sehr schnell revidieren, denn der Felsen, das heißt, das Gestein, veränderte sich. Es wurde zu Glas.
Wenigstens sah es in diesen Augenblicken so aus. Überall knackte und knirschte es.
Da wurden Molekülverbände durch Magie beeinflußt, so daß ein völlig neuer Gegenstand vor den Augen der Männer erschien.
Ein Kristall!
Es war unfassbar. Aus dem Stein, der so dicht und so fest war, hatte sich ein Kristall gebildet.
Er wies noch in etwa die äußeren Formen des Felsens auf. Da hatte sich also nichts verändert, nur das Innere war durchscheinend geworden, und es verzerrte die Sichtperspektive wie die Seiten eines Prismas. Zwar fiel kein direkter Sonnenstrahl in den Kristall hinein, doch das Restlicht des Tages reichte aus, um das Weiß in seine sieben

blassen Spektralfarben aufzulösen.
Keiner der drei Söldner wagte es, näher an diesen veränderten Felsen heranzutreten. Zu deutlich stand ihnen noch Bimbos Schicksal vor Augen. Er hatte wahre Kugelhöllen überlebt, doch nicht den tonnenschweren Stein, unter dem seine Leiche begraben war.
Obwohl die Söldner nicht darüber sprachen, hatte jeder von ihnen ein Gefühl der Unsicherheit. Die Verwandlung war zwar äußerlich abgeschlossen, doch es mußte einen Grund geben, der dafür die Verantwortung trug.
Würde sich dieser Grund zeigen?
Sie warteten ab.
In der Tat begann im Innern des Kristalls ein unheimlicher Vorgang. Zunächst verschwand das bunte Licht. Dafür bildete sich eine Masse, die im ersten Augenblick an Nebel erinnerte, sich auf einen Punkt konzentrierte und sich dann zusammendrehte.
Eine Spirale entstand.
Langgezogen war sie, und sie blieb auch nicht ruhig, sondern drehte sich auf der Stelle.
Schneller, immer weiter. Ein regelrechter Wirbel entstand, und aus der oberen Hälfte der Spirale wuchs ein Kopf hervor.
Der Schädel eines Menschen!
Nein, keines Menschen, sondern eines Geistes, denn diese Person war nicht fassbar, sondern feinstofflich.
Eben ein Geist.
Und sie hatten ihn schon einmal gesehen, als er über dem Wrack des Hubschraubers schwebte.
Dieser Geist war von ihnen nicht zu vernichten, deshalb ließen sie die Gewehre auch unten.
Sie standen da und schauten.
Starr waren ihre Blicke. Die Lippen zusammengepresst, verkniffen, kalt die Augen.
Der Geist im Felsen hob seinen rechten Arm. Es war eine langsame Bewegung. Sie wirkte wie einstudiert. Jeder Söldner sah, daß er etwas in seiner rechten Hand hielt.
Aus der Faust schaute es hervor.
Eine rote Klinge!
Dieser Dolch schien ebenfalls aus einer anderen Welt zu stammen, denn keiner der Söldner hatte so eine Waffe schon einmal gesehen.
Kaum hatte sie von innen die Seite des Kristalls berührt, als ein rotes Flimmern darüber zuckte und sich der Kristall vor ihren Augen öffnete, so daß der Geist sein Gefängnis verlassen konnte.
Er schwebte näher.
Nun sahen es die Söldner sehr deutlich, daß er nicht einmal den Boden berührte und lautlos über ihn hinwegglitt, so daß er ihnen

allmählich entgegenschwebte.
Die Männer hielten den Atem an.
Es war unwahrscheinlich, nicht erklärbar, und an Magie dachten die drei nicht.
Der Geist hielt nach wie vor den Dolch fest. Die rote Spitze deutete auf die drei Söldner.
Obwohl die Männer mit Laser-Gewehren bewaffnet waren, sahen sie sich in die Verliererrolle gedrängt. Dieser Geist hier beherrschte nicht nur sie, sondern auch die Natur.
»Ihr seid in mein Gebiet eingedrungen und habt die Ruhe der Toten gestört. Das kann ich, Guywano, nicht zulassen, denn ich bin der Hüter dieses Friedhofs.«
»Wer bist du?« hauchte Sam. Er hatte sich ein Herz gefaßt und die Frage gestellt.
»Der Hüter des Friedhofs.«
Sam lachte kratzig. »Ich sehe keine Gräber. Wo… wo ist denn hier ein Friedhof?«
Die seltsame Geistergestalt antwortete sofort: »Wo du auch hinschaust, die letzten Ruhestätten derjenigen, die vor langen Zeiten gelebt haben und die Magie dieses Ortes horteten, sind überall.«
Sam wollte lachen. Es wurde nur ein missglücktes Grinsen daraus. Er konnte mit den Erklärungen des Geistes nichts anfangen und stolperte auch über den Namen.
»Wieso nennst du dich Guywano?« wollte er wissen.
Der Geist gab ihm Antwort. »Es ist ein Name, der einen besonderen Klang hat. Uralt wie das Geschlecht der Druiden. Mein Stammbaum reicht bis in das Land Aibon hinein. Ich bin aber auf die Erde gekommen, weil die Menschen nach mir verlangten. Sie verehrten uns, denn einige von uns besaßen die Unsterblichkeit. Wie ich. Ich bin wieder eingegangen in das weite Land Aibon, doch man schickte mich zurück, um diesen Platz hier, der einmal eine Kultstätte gewesen war, zu überwachen. Die Menschen, die in der Nähe leben, wissen Bescheid, Fremde werden gewarnt, und wenn sie nicht hören, vernichte ich sie. Dieser Flecken Erde darf nicht entweiht werden. Dafür trage ich Sorge. Zu viele Gräber gibt es hier…«
»Wo denn?« schrie Sam. »Verdammt, ich sehe…«
»Dreht euch um!«
Das taten die Söldner.
Ihre Augen weiteten sich. Sie stellten fest, daß Guywano nicht gelogen hatte, denn um sie herum hatte sich, ohne von ihnen bemerkt zu werden, die Umgebung völlig verändert.
Jetzt sahen sie das, von dem der alte Druide Guywano gesprochen hatte.
Es waren die Gräber…

***

Ja, es war Peter!

Das mußte er einfach sein, auch wenn er uns als Geist oder nicht existentes Wesen erschienen war.

Er stand zwischen Tür und Tisch. Seine Füße berührten nicht einmal den Boden, und er kam uns vor wie ein Schlossgespenst. Das Gesicht, die Augen, Nase und Ohren – das war alles ebenso vorhanden wie der Oberkörper, und dennoch konnte man ihn nicht als Mensch bezeichnen, denn alles an dem jungen Mann war durchsichtig.

Er begann zu sprechen. Vielleicht war es auch seine normale Stimme, nur klang sie jetzt verändert. Irgendwie flüsternd, als wäre er weit entfernt, und er sagte: »Ich grüße dich, meine liebe Mutter…«

Mrs. Gall saugte hörbar den Atem ein. Sie hatte den Mund geöffnet, die Arme halb erhoben, die Finger gespreizt, und sie starrte auf das, was einmal ihr Sohn gewesen war.

»Peter…« Mehr konnte sie nicht sagen, denn die Kraft verließ ihren Körper. Hätte Mandra Korab nicht zugegriffen, wäre die Frau zusammengebrochen. Der Inder hielt sie fest und stellte sie gleichzeitig so hin, daß sie ihren »Sohn« anschauen konnte.

Peter sprach weiter. »Mutter«, sagte er, »ich bin tot. Man hat mich ermordet, aber ich lebe dennoch, denn die andere Kraft hat mich nicht zum Licht kommen lassen. Ich bin zu einem Wanderer zwischen den Dimensionen geworden. Nun bin ich zu dir gekommen…«

Mrs. Gall hatte sich wieder fangen können. Dennoch mußte Mandra sie festhalten. Was sie hier sah, das ging einfach über ihre menschlichen Kräfte.

Sie hob den Kopf. »Peter«, hauchte sie. »Peter, mein Junge… was ist geschehen?«

»Man brachte mich um, Mutter!«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Aber du bist nicht tot, du lebst doch!« schrie sie plötzlich. »Ich kann dich sehen…« Ihre Stimme wurde stets von einem Schluchzen unterbrochen.

»Nein, Mutter, ich bin gestorben. Was du hier im Zimmer siehst, ist mein Geist. Meine Mörder haben einen Fehler gemacht. Sie hätten mich nicht auf dem heiligen Gebiet der Druiden töten sollen, denn dort herrscht ihre Magie. Ich wußte es, ich habe es immer gewußt. Die alten Geschichten logen nicht. In den Hügeln sind sie begraben.«

»Wer denn?«

»Die Druiden. Fast 2 000 Jahre ist es her, Mutter, aber ihre Magie hat überlebt…«

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie weinte, und auch uns war nicht wohl, als wir die Verzweiflung dieser Frau mit ansehen mußten.

Doch es war unser Job, und uns hatten andere Gründe in die Gegend geführt, als ein Druiden-Friedhof.

Wir wollten den Dolch!

Da Mrs. Gall in ihrem Zustand kein Wort hervorbringen konnte, redete ich den Geist an. »Wer hat dich ermordet, Peter?«

Die Erscheinung drehte den Kopf, so daß sie mich jetzt direkt ansehen konnte. »Wer bist du, Mann mit dem Kreuz?«

»Ich habe *dich* etwas gefragt!«

Der Geist starrte mich an. Ja, tatsächlich, er starrte. Wenn eine solche Erscheinung überlegen konnte, dann tat sie es sicherlich in diesen Augenblicken.

»Es waren vier Männer«, sagte er plötzlich mit seiner weichen, dennoch hohen Stimme. »Vier Männer haben mich umgebracht. Sie trugen seltsame Waffen bei sich. Aus ihnen drang Licht. Sie töteten mich, mein Körper wurde zerschmolzen, und meine Seele oder das, was ihr Menschen Seele nennt, fuhr aus ihm heraus, während die Reste meines Blutes in den Boden sickerten und vordrangen bis zu den Gräbern der alten Druiden, die dort liegen. Die Männer waren Narren und Unwissende. Sie haben die Ruhe der toten Druiden gestört und das gebrochen, was über dem Friedhof liegt. Nun ist es vorbei. Die Druiden können keine Ruhe mehr geben, sie müssen so reagieren, wie sie es eigentlich nicht wollten, und die Männer werden ihre volle Rache zu spüren bekommen. Da sind sie gnadenlos. Die Mörder entkommen nicht.«

Ich hatte sehr genau zugehört. Mandra und Suko sicherlich auch.

Dieser Geist hatte von den Waffen berichtet, die Licht verschießen.

Damit konnte er nur die Laser-Gewehre gemeint haben, von denen uns auch Sir James berichtet hatte.

Es gab sie also!

»Leben die Männer noch?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, bekam ich zur Antwort. »Ich bin nicht der Hüter des Friedhofs.«

»Wer ist es dann?«

»Guywano!«

Den Namen hatte ich noch nie in meinem Leben gehört. Da er so außergewöhnlich war, hätte ich ihn sicher behalten. So aber begegnete er mir zum erstenmal.

»Was macht dieser Guywano?« hakte ich nach.

»Er bewacht die Ruhe der toten Druiden, und er vernichtet die, die es wagen, die Ruhe zu stören.«

»Wie die vier Männer?«

»Ich kann es euch nicht sagen. Zunächst einmal sind sie Gefangene, aber sie werden den morgigen Tag nicht mehr überleben, das kann ich euch versprechen. Ihr habt Glück gehabt, daß ihr den Ort nicht betreten habt. Deshalb warne ich euch. Flieht! Geht weg. Bleibt nicht länger hier, sonst wird euch Guywanos Rache zerschmettern.«

Direkte, harte und klare Worte. Ich hatte sie begriffen, Suko ebenfalls, und auch Mandra.

Daran halten würden wir uns bestimmt nicht. Zudem hatte Mandra noch ein Problem.

Er sprach es an. »Ich vermisse etwas, mein Freund aus der Geisterwelt«, sagte er lächelnd. »Kann es sein, daß du diesen Gegenstand bei dir trägst. Es ist ein Dolch. Besitzt einen roten Griff…«

»Und eine schwarze Klinge«, fiel ihm Peter ins Wort.

»So ist es. Kennst du ihn?«

»Er hat ihn.«

Mandra trat einen Schritt vor. »Sprichst du von Guywano?«

»Davon ist die Rede!«

»Dann werden wir ihn stellen«, erklärte Mandra. »Wir denken nicht daran, diesen Ort zu verlassen. Wir begeben uns auf den Friedhof und holen uns zurück, was mein Eigentum ist.«

»Wollt ihr sterben?«

»Nein!«

»Dann bleibt hier, dann…« Seine Stimme wurde schwächer, und auch die Gestalt des Jungen löste sich allmählich auf.

Das sah auch seine Mutter. Sie hatte sich wieder einigermaßen erholt und wollte ihn halten, doch einen Geist kann man mit den bloßen Fäusten nicht bannen.

Vielleicht hätte ich noch mein Kreuz gegen ihn einsetzen können, es war leider zu spät.

Peter Gall entschwand.

Er löste sich vor unseren Augen in mehrere durchsichtige Streifen auf, die wie hauchdünne Tücher wirkten, dann war er verschwunden.

»Peter!« Der Schrei der Mutter zitterte durch das Zimmer. Sie warf sich auch vor, wollte nach ihm fassen, doch sie griff ins Leere und fiel zu Boden. Mit den Knien schlug sie auf und stützte sich auf die Flächen ihrer Hände.

Bitterlich begann sie zu weinen.

Suko kümmerte sich um die Frau, während ich mit Mandra Korab sprach. »Jetzt weißt du, wer den Dolch hat.«

»Sicher.« Mandra nickte und wischte gleichzeitig über seine Stirn.

»Nur frage ich mich, wie er in die Hände dieses seltsamen Druiden gelangt ist?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich dir leider auch nicht sagen. Aber wir werden es herausfinden.«

»Dann seid ihr dabei.«

Ich schaute ihn erstaunt an. »Natürlich, was hast du denn gedacht?«

Mandra lächelte. »Ich dachte da mehr an die Warnung des Jungen. Wenn wir wirklich auf einem Druiden-Friedhof landen, kann es gefährlich werden…«

Ich winkte ab. »Erst wollen wir mal sehen.«
Suko hatte inzwischen der Frau auf die Beine geholfen und führte sie zu einem Stuhl. Dort ließ sich Mrs. Gall nieder, schüttelte den Kopf, weinte und sprach von ihrem Sohn.
Suko warf uns einen hilfesuchenden Blick zu. Wir schüttelten die Köpfe. Es tat uns allen leid, aber wir mußten die Frau allein zurücklassen. Die andere Sache war wichtiger. Zudem befand sie sich in keiner unmittelbaren Gefahr, deshalb konnten wir dies schon riskieren.
Sie wollte uns auch nicht mehr sehen, sondern mit sich allein sein, denn sie sagte schluchzend: »Bitte, gehen Sie! Bitte…«
Wir schlichen uns förmlich aus dem Haus. Eine Mutter hatte ihren Sohn verloren, das einzige Kind.
Immer wieder wurden wir mit solchen und ähnlichen Szenen konfrontiert, daran gewöhnen konnten wir uns nicht.
Da sprach ich wohl auch im Namen meiner Freunde.
Zwei Minuten später waren wir unterwegs.
Unser direktes Ziel war der Druiden-Friedhof.

***

Das Gelände offenbarte sein schauriges Geheimnis!
Die drei Söldner wandten dem Kristall den Rücken zu und schauten nach vorn. Das letzte Licht vor der Dämmerung besaß noch eine seltene Klarheit, deshalb konnten sie alles so gut erkennen.
War der Stein hinter ihnen zu Kristall geworden, so öffneten sich nun die Hügel und der Boden ihren normalen menschlichen Blicken. Sie konnten in die Erde hineinschauen und sahen zahlreiche Körper im Schoß dieses Bodens liegen.
Skelette, schreckliche Gestalten, verfault oder weniger angegriffen, aber keiner dieser leblosen Druiden war wirklich tot.
Sie alle lebten.
Und sie alle zeigten es.
Sie richteten sich auf, drehten ihre Schädel, knieten sich hin oder bewegten sich zwischen Würmern und Käfern, zwischen Baumwurzeln und Steinen ebenso sicher, wie die Menschen in ihrer Wohnung.
Die Druiden wanderten von Grab zu Grab…
Es gab keine Hindernisse, die sie aufhielten, sie konnten sich gegenseitig besuchen, und auch dicht vor den Füßen der drei Söldner geschah etwas Unheimliches.
Sie schauten in die Tiefe des Bodens, der für sie zu einem allgegenwärtigen Grab geworden war.
Die Druiden lauerten dort. Sie warteten auf die Feinde, denn sie wollten vernichten.
Drei Gestalten, schwarz wie Kohle, nur noch aus Resten bestehend,

bewegten sich schlangengleich zu ihren Füßen im Innern der Erde. Dabei hoben sie ihre Arme über die Köpfe hinweg, kamen mit den dunklen, gespreizten Fingern immer näher und waren fast so weit, daß sie die Männer greifen konnten.

»Nein, verdammt!« keuchte Sam und schüttelte den Kopf. »So leicht mache ich es euch Bestien nicht!«

»Was willst du denn tun?« schrie Fritz.

»Das!« sagte Sam und fuhr herum. Bevor ihn die beiden anderen daran hintern konnten, hatte er sein Gewehr gesenkt. Die Mündung wies zu Boden, und aus ihr drang der feine Lichtstrahl.

Vorbeizielen konnte er nicht, und der feine Laserstrahl dampfte den Boden vor ihnen auf.

»Vernichten!« schrie Sam. »Ich werde euch vernichten.« Er sprang zurück, behielt den Finger jedoch am Abzug, und seine Augen strahlten in einem erbarmungslosen Haß.

Er schwenkte die Waffe vor und zurück, zeichnete ein Muster und hoffte, auch die Körper der Druiden vernichten zu können.

Dampf wölkte auf. Er schimmerte grünlich, drang aus der Bodenspalte und trieb auf die drei Söldner zu. Essex schlug Sam eine Hand auf die Schulter. Er riß den Anführer herum. »Verdammt, wir müssen weg!«

Sam zog den Finger vom Abzug. Er zwinkerte mit den Augen, grinste kalt und nickte. »Okay, ich bin dabei. Tut mir leid, aber ich habe die Beherrschung verloren.«

»Das war mir klar.«

»Wohin willst du?«

Essex deutete auf den Rücken des Deutschen. Fritz war schon geflohen. Er rannte einen Hang hinauf, der noch nicht umgewandelt worden war und in dessen Innern sich nichts abzeichnete.

»Lauf du vor!« sagte Sam.

Essex rannte los.

Der Söldnerchef drehte sich noch einmal um. Er suchte den Kristall. Noch immer stand er vor ihm, war durchsichtig, obwohl die grünen Rauchschleier Sams Sicht verschlechterten.

Für einen Moment zuckte Sam zusammen, als er die Leiche des Schwarzen entdeckte, der von den Massen begraben worden war.

Seine Gestalt wirkte seltsam verzerrt, dennoch konnte Sam sehen, was die Masse angerichtet hatte.

Es war furchtbar…

»Komm endlich zu uns!« Essex und Fritz brüllten es gemeinsam.

Sie standen auf einer Hügelkuppe und winkten.

Sam zögerte noch. Er hatte seit langer Zeit mal wieder so etwas wie ein Erfolgserlebnis gehabt. Durch die Laser-Kanone war es ihm gelungen, den Boden aufzureißen, und der dicke Brodem quoll in

großen Wolken aus der Tiefe.

Mit ihm kamen die beiden Druiden.

Auf sie hatte Sam gewartet. Das Schreien und Winken seiner Freunde kümmerte ihn nicht, er wollte die Gestalten vernichten und richtete den Lauf des Gewehres auf die beiden braunschwarzen Skelette, die aus der Bodenspalte krochen.

Mit ihren knöchernen Händen stemmten sie sich ab. Der Söldner glaubte sogar, ein Knacken zu hören, ging noch einen Schritt zurück, schaute sich dabei um und stellte sehr schnell fest, daß ihm von anderer Seite keine Gefahr drohte.

Nur eben die beiden.

Sam lachte hohl. »Kommt näher!« flüsterte er. »Los, kommt, ihr kleinen Schätzchen! Ich werde euch schon lehren, mich umbringen zu wollen. Das hat bisher keiner geschafft, auch ihr werdet es nicht packen, das schwöre ich euch.«

Er redete sich in Rage, seine Spannung entlud sich dabei, dann drückte er ab.

Nichts geschah!

Der Söldner wartete auf das Aufzucken des Lichtblitzes, doch noch nie in seinem Leben hatte er sich dermaßen geirrt. Das Gewehr blieb stumm.

Sein Gesicht verzerrte sich. Sam schüttelte den Kopf. Er glaubte noch an eine Ladehemmung, schaute nach, versuchte es wieder, aber er erzielte keinen Erfolg.

Der Laser-Kanone war die Kraft genommen worden.

Plötzlich stand der Schweiß auf seiner Stirn, und ihm wurde klar, daß die beiden Skelette nun freie Hand hatten. Zudem kamen sie immer näher und befanden sich nur noch einen Schritt von ihm entfernt.

Sam drehte das Gewehr um. Er hielt es am Kolben, holte aus und schlug wuchtig zu.

Volltreffer.

Kolben und Skelettschädel prallten zusammen. Ein hohles Geräusch entstand, dazwischen ein Knacken und Knirschen. Für einen Moment wirkte es so, als würde der schwarze Schädel auf dem Kopf bleiben, dann fiel er nach links und rollte über den Boden.

Sam lachte.

Bis er sah, daß er den Schädel und das Monstrum noch nicht vernichtet hatte.

Der kopflose Knochenmann, in dem die Kraft eines Druiden steckte, ging weiter vor.

Sam mußte zurück.

Und während er sprang, hörte er die Stimme des Alten. Er kam sich vor wie der Mittelpunkt einer vierboxigen Musikanlage, denn die

Stimme drang von allen Seiten auf ihn ein.

»Ihr habt die Warnungen missachtet. Und nicht nur das. Ihr zeigt euch noch widerborstig. Eines aber ist gewiss. Die Macht der Druiden kann von euch nicht gebrochen werden. Was die Jahrhunderte überdauerte, wird auch euch vernichten. Diese Hügel werden für euch Menschen zum Grab werden!«

Sam brüllte seine Wut hinaus. Er fuhr herum, weil er sehen wollte, wo sich der andere verborgen hielt.

Er stand in seiner Nähe. Deutlich sichtbar hatte er seinen Platz auf einer kleinen Felsleiste gefunden, behielt einen schrägen Stand und beide Arme in Richtung Sam ausgestreckt.

Der schleuderte das Gewehr weg. »Verdammter Hund!« brüllte er und drehte durch.

»Sam!«

Der Amerikaner achtete nicht auf die Warnungen seiner Freunde.

Für ihn gab es nur die Vernichtung dieser unheimlichen Person, und wenn er es mit den bloßen Fäusten versuchte. Das mußte er einfach tun.

Guywano wartete ab.

Er stand über allem, er war der Weise, er kannte die Kräfte und ließ sich von keinem einschüchtern, erst recht nicht von einem Menschen wie diesem.

Sam kam.

Er war ein kräftiger Mann. Er kannte alle Tricks, kämpfte hinterlistig und gemein. Ihm kam es allein darauf an, am Leben zu bleiben, und er würde alles versuchen.

Dabei dachte er nicht an den Dolch.

War Guywano nur eine Geisterscheinung, so gab es diesen Dolch jedoch in der Realität, und der Arm des Druiden zuckte in die Höhe, bevor er die Waffe schleuderte.

Sam sah vor seinen Augen noch einen roten Strich. Er wollte weg, es war zu spät. Zudem befand er sich im vollen Lauf, und die Klinge jagte genau zwischen seine Augen.

Sein Schrei veränderte sich.

Hatte er zuvor vor Wut und Haß gebrüllt, so war es nun der Schmerz, der die Laute aus seinem Mund trieb. Die Wucht des Einschlags hatte auch seinen Lauf gestoppt.

Er kippte zurück, riß die Arme in die Höhe, und sein Kopf glühte für einen Moment wie eine dunkelrote Kugel.

Dann schlug er zu Boden.

Mit dem Gesicht zuerst kam er auf. Noch immer steckte die Klinge in seiner Stirn, bis der Aufprall erfolgte.

Da zersprang sein Kopf in zahlreiche Ascheteile, die der Wind packte und davon wehte.

Der Druide aber schüttelte den Kopf, während er mit leiser Stimme sagte: »Er hat Wind gesät und mußte Sturm ernten…«
Guywano bückte sich und nahm die Waffe wieder an sich, während er seine Gedanken aussprach. »Da hat mir der Höllenherrscher wirklich ein ausgezeichnetes Geschenk gemacht…«

***

Zu den Hügeln!
Diese Wegbeschreibung hätte mir auch einer mit langen Ohren und kurzer Hose geben können, aber irgendwie stimmte die Richtung, obwohl wir keinen direkten Weg sahen.
Es gab wohl auch keinen.
Wir hatten das Grundstück verlassen und fuhren in die Dämmerung hinein. Der Himmel über uns zeigte ein grandioses Bild. Ein Grau in allen Tönen. Von dunkel bis hell, und dahinter, aber nur sehr schwach zu sehen, schimmerte das Licht einer allmählich am weiten Horizont versinkenden Sonne.
Zwischen uns und ihr lagen die Hügel.
Jenseits davon begann die Küste. Steil, voller Klippen, manchmal mit weißen Kreidefelsen, die wie eine Wand aus dem schmalen Uferstreifen in den Himmel stachen.
Ein Bild, das ich kannte, in diesem Fall aber wohl vermissen würde, denn unser Fall spielte sich zwischen den Hügeln ab, wo dieser uralte Druiden-Friedhof lag.
Vor langer Zeit hatte ich einen ähnlichen Friedhof besucht. Dabei hatte uns noch die Horror-Oma, Sarah Goldwyn, zur Seite gestanden. [2]
Es war eine reizvolle Landschaft. Sanft gerundet die Berge, dazwischen weite Wiesenflächen, aber auch hohe Steine, die sich nicht daran hielten, ob irgendwelche Trampelpfade die Gegend durchschnitten und wir sie deshalb umfahren mußten.
Ich konzentrierte mich darauf, während Suko und Mandra nach vorn starrten, um jetzt schon etwas erkennen zu können.
Da war nichts.
Es blieb vor uns das leere Land. Ohne Menschen, nur vom Touch des Geheimnisvollen umwebt.
Allmählich stieg das Gelände auch an. Das einsam stehende Farmhaus war längst hinter einem Kamm verschwunden, und ich steigerte ein wenig die Geschwindigkeit, bis ich hart auf die Bremse treten mußte, denn vor uns erschien ein Hindernis.
Es war Peter Gall.
Suko fiel gegen den Gurt, wurde gehalten, und Mandra bewegte sich unfreiwillig im Fond.
Peter schwebte über dem Trampelpfad. Er hatte den rechten Arm

ausgestreckt und machte die typische Stopp-Bewegung.
Ich stieg aus.
»John, sei vorsichtig!« hörte ich hinter mir die Stimmen meiner beiden Freunde.
»Geht schon in Ordnung.«
Neben dem rechten Vorderrad blieb ich stehen. »Was willst du?« fragte ich ihn.
»Eine letzte Warnung aussprechen.«
Ich schüttelte den Kopf. Der Wind spielte mit meinem Haar. Klar war die Luft. Sie schmeckte bereits nach dem Meer, das jenseits der Hügel lag. »Du weißt genau, daß du uns nicht aufhalten kannst«, erklärte ich ihm. »Deshalb geh lieber weg, Junge!«
»Ihr werdet sterben, Guywano ist auferstanden. Er rächt sich fürchterlich an denen, die den alten Friedhof entweiht haben. Ich weiß, daß ihr nicht so schlecht seid wie die anderen, deshalb warne ich euch. Fahrt nicht weiter, kehrt um!«
Hinter mir vernahm ich das Geräusch einer sich öffnenden Autotür und Mandra Korabs Stimme. »Er hat etwas, das mir gehört. Wir werden es ihm wieder abnehmen!«
»Ihr kommt aber nicht weiter!«
Die Stimme klang sehr sicher, und ich fragte mich, was diesem Geist die Sicherheit gab. »Willst du uns daran hindern?« fragte ich.
»Nein, der magische Bann.«
»Welcher Bann?«
»Er ist um den Friedhof gelegt worden. Auch die anderen konnten ihn noch nicht durchbrechen. Verschwindet…«
Ich ignorierte seine Warnung, auch wenn ich dabei sehr genau über den magischen Bann nachdachte. Aber ich hatte mein Kreuz und vertraute seinen Kräften.
Als ich die nächsten Schritte nach vorn machte, da zeigte sich sogar das Entsetzen auf dem Gesicht des anderen. Seine Augen wurden groß, er wollte noch etwas sagen, ich stand bereits dicht neben ihm und wurde von einem grünen Blitz geblendet, der mir heller als die Sonne vorkam.
Ein Laut drang an meine Ohren, der mir Angst einjagte. Der Geist hatte ihn ausgestoßen.
Inmitten des Blitzes sah ich ihn und erlebte, wie die anderen Kräfte an ihm zerrten.
Sie rissen ihn in die Höhe, spielten mit ihm, schleuderten ihn einmal nach links, dann zur anderen Seite hin. Vor meinen Augen wurde er in mehrere Teile zerrissen.
»Das Licht!« hörte ich zum letzten Mal seine Stimme. »Ich komme an Licht. Der Tod ist da… er ist so wunderschön. Ich komme nicht mehr zurück, nie mehr … grüßt meine Mutter. Ich warte … warte…«

Dann war er verschwunden.
Nicht aber das grüne Licht.
Wo ich auch hinschaute, ich sah es wie einen Zaun aus zahlreichen elektrischen Entladungen, der ein gewaltiges Areal umschloss.
Er hatte eine magische Grenze gebildet, die mein Kreuz nun zerstörte.
Und ich hörte eine wispernde Stimme. »Was trotzt du den Kräften des alten Landes Aibon, John Sinclair?«
»Hier ist Aibon?« fragte ich.
»Nein, Aibon ist woanders, das weißt du genau. Aber Guywano stammt aus dem Land, du darfst nicht sein Feind sein. Wenn du ihn tötest, kann es schlimm für dich und deine Freunde werden.«
»Ich weiß, daß er einen Dolch besitzt«, erklärte ich. »Doch diese Waffe gehört ihm nicht. Ein anderer, ein Freund, muß sie wieder zurückhaben, und wir werden sie uns holen.«
Ich wartete auf eine Antwort, vergebens, der unbekannte Sprecher wollte mit mir nicht mehr reden. Ob es der Seher gewesen war?
Auch das Licht sank zusammen. Völlig normal lag die Landschaft wieder vor uns.
Suko und Mandra erreichten mich. Beide faßten mich an, schüttelten mich durch.
»John, was ist geschehen?« hörte ich den Inspektor besorgt fragen.
Ich schüttelte den Kopf. »Nichts, mein Lieber, gar nichts. Ich habe nur etwas zerstört.«
»Was war es?«
»Eine magische Barriere. Sie hat diesen alten Friedhof umschlungen, aber jetzt nicht mehr. Kommt, wir fahren weiter.«
Die beiden nickten. Ich war ein wenig schlapp auf den Beinen.
Wahrscheinlich der Schock. »Peter Gall wird uns nicht mehr begegnen«, sagte ich. »Es gibt ihn nicht mehr.«
»Wieso?«
Erstaunt schaute ich Mandra an. »Habt ihr es denn nicht gesehen?«
»Nein, die Blendung war zu stark.«
»Er ist vergangen. Das Licht hat ihn gerufen, und er war sehr, sehr glücklich.«
»Dann ist er endgültig tot«, stellte Suko fest.
»So sieht es aus.« Ich schaute zum Bentley zurück und dachte darüber nach, ob ich ihn stehen lassen sollte.
»Wir könnten wirklich zu Fuß gehen«, sagte auch Suko. »Hier beginnt ja der Friedhof.«
»Was sagst du, Mandra?«
Der Inder nickte mir zu.
»Okay, dann los!«
Äußerlich war dieser Landschaft nicht anzumerken, daß etwas

Geheimnisvolles in ihr steckte. Sie lag völlig normal vor uns. Ein weicher Grasboden dämpfte unsere Schritte, und nicht weit entfernt stiegen sanft die Hänge der Hügel in die Höhe.

Dennoch war es anders.

Wir spürten es alle, doch keiner hatte eine Erklärung für dieses Phänomen.

Bis wir den Schrei hörten.

Es war der Todesschrei eines Menschen.

Was wir nicht wußten, war folgendes. Genau in diesem Augenblick starb Sam, der Anführer der Söldner…

***

Auch Fritz und Essex hörten die Schreie. Zudem hatten sie dem verzweifelten Kampf ihres Partners noch zugeschaut und sahen ihn sterben.

»Dieser Narr, dieser Idiot!« flüsterte Fritz. Er hob sein Gewehr an und zielte auf die weiße Gestalt. Er wollte sie vernichten, doch seine Waffe funktionierte nicht.

Der Deutsche fluchte. In seine Augen trat ein böser Ausdruck.

Wieder drückte er auf den Abzug und erzielte den gleichen »Erfolg«. Das Gewehr war außer Funktion.

»Gib dir keine Mühe«, sagte Essex leise. »Das Ding kannst du wegschmeißen.«

»Aber wieso?«

Essex hob die Schultern.

Mit dieser Antwort wollte sich Fritz nicht zufrieden geben. Er packte den Engländer und drückte ihn herum. »Wieso funktioniert das verfluchte Gewehr nicht.«

»Weiß ich doch nicht!« brüllte Essex. »Habe ich diesen Mist entwickelt? Nein, wir sollten sie nur ausprobieren und einige Steine wegschießen und jetzt…« Fritz hob die Arme hoch und schmetterte das Gewehr zu Boden. Mit dem Kolben schlug es auf und blieb liegen.

»Was hast du jetzt davon?« fragte Essex.

»Nichts.«

»Bitte.«

»Aber es geht mir etwas besser!«

»Dein Bier, Fritz.« Essex schaute nach vorn und gleichzeitig in die Tiefe, wo sie den Körper ihres Freundes noch soeben im letzten Licht erkennen konnten.

»Verdammt!« flüsterte der Deutsche, »der hat ja keinen Kopf mehr, dieser Hund hat ihn…«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Essex. »Wir brauchen nicht mehr an Sam zu denken, er hat es hinter sich. Denk lieber an uns! Wir haben es noch vor uns.«

»Was denn?«
»Vielleicht killt der andere uns auch.«
»Wenn wir ihn angreifen«, bemerkte Fritz.
»Auch so.«
Die beiden schauten sich um. Ihre Blicke glitten über das Gelände und auch in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Sie dachten daran, daß auf dem Meer ein U-Boot wartete. Dort hätten sie den Hubschrauber absetzen und in das Boot einsteigen sollen. Ein anderer wäre dann mit der Maschine weggeflogen.
Das war alles hinfällig. Zwei von ihnen hatten den Einsatz nicht überlebt. Eine Ausfallquote von 50 Prozent. Das war verflucht viel.
»Irgend jemand kommt da!« sagte Essex, der in die Richtung schaute, aus der auch die Söldner aufgetaucht waren.
»Und wer?«
»Ich weiß es nicht. Scheint ein Wagen zu sein. Da hüpfen zwei Lichter auf und nieder, meine ich.«
Auch der Deutsche strengte sich an und schaute sehr genau nach.
Leider war es schon ziemlich dunkel, aber die Lichter waren nicht zu übersehen.
Fritz nickte. »Das muß ein Wagen sein.«
»Wer kann uns den geschickt haben?«
»Geschickt?« Der Engländer lachte. »Daran glaube ich nicht. Den hat uns keiner geschickt. Nein, nein…«
»Wir könnten ihm entgegenlaufen.«
Essex schüttelte den Kopf. »Glaubst du, daß er die Sperre überwinden kann? Das haben nicht mal unsere Laser-Gewehre geschafft. Die werden sich einiges verbrennen.« Der Engländer grinste hart und drehte sich um. Er suchte noch nach einem Fluchtweg und schaute dorthin, wo Sam gestorben war.
Da tat sich etwas.
Jemand kam.
Zuerst glaubte er an eine Täuschung, im nächsten Augenblick trat dieser Jemand aus dem Schatten eines Felsens und hatte auch den Dunst verlassen, der aus einer Erdspalte kroch.
»Verdammt!« flüsterte Fritz. »Das… das ist ja ein Skelett!« Der Deutsche schluckte. »Ich spinne«, flüsterte er. »Ein Skelett, das glaubt uns keiner …«
»Wir werden wohl kaum dazu kommen, es noch jemandem zu erzählen«, erwiderte Essex.
Dafür fing er sich einen Blick des Deutschen ein, der Verachtung versprühte. »Willst du nicht kämpfen, Essex?«
»Sicher.«
»Dann los!« Fritz hob das Gewehr wieder auf. Obwohl er damit nichts anfangen konnte, fühlte er sich sicherer. Er konnte es auch als

Schlagwaffe verwenden.

Zu dem ersten hatte sich auch ein zweites Skelett hinzugesellt. Es war kopflos und wanderte als makabres Gerippe auf die beiden wartenden Söldner zu.

Die Männer probierten ihre Gewehre nicht aus. Sie wollten nicht noch weitere Enttäuschungen erleben und griffen auch die beiden Skelette nicht an.

Essex, der die Führung übernommen hatte, wandte sich nach links. Er erklomm dort einen Hang, wollte über den Hügel hinweg und auf der anderen Seite möglicherweise nach einer Fluchtchance suchen.

Essex kam nicht weit. In schräger Haltung stoppte er seinen Lauf und wandte den Kopf.

»Was ist denn?« Fritz war hinter ihm geblieben und hatte den Rücken des anderen gedeckt.

»Wir kommen nicht weiter.«

»Und weshalb nicht?«

»Der Boden, Fritz, wenn du es sehen willst… da sind Gräber, die man auch noch belegt hat …«

»Komm zurück, Mensch.« Diesmal folgte Essex dem Wunsch des Deutschen und stand wenig später neben ihm.

»Was hast du gesehen?« fragte Fritz.

»Wirkliche Gräber. Da lagen fast die gleichen Gestalten drin, wie wir sie gesehen haben. Schaurig, kann ich dir sagen. Skelette, Mumien, Zombies und was weiß ich nicht alles. Und sie lebten noch. Sie waren überhaupt nicht tot…«

»Okay, okay, nehmen wir einen anderen Weg.«

Die beiden Söldner liefen wieder zurück und erreichten die Stelle, wo sie schon einmal gestanden hatten.

Steine umgaben sie. Hier konnten sie auch Deckung finden, denn noch hatte man sie in Ruhe gelassen.

Das änderte sich sehr bald.

Die beiden Druidenskelette hatten es nicht aufgegeben, nach Opfern zu suchen. Es war ihnen gelungen, sich geschickt in Deckung der großen Steine vorzubewegen und sich den Söldnern zu nähern.

Die entdeckten sie erst, als es fast zu spät war.

Essex stieß noch einen Warnschrei aus, und der Deutsche kreiselte herum.

Das Skelett kam von oben.

Es ließ sich auf den Mann fallen. Fritz schaute in das schwarze Knochengesicht und konnte nicht begreifen, daß so ein Monstrum lebte. Der Deutsche gehörte zu den Männern, die in schwierigen Lagen nicht die Nerven verloren. Auch diesmal blieb er ein wenig cool, er duckte sich, und es gelang ihm, das Skelett des alten Druiden über sich hinwegzuschleudern. Er hörte es noch zu Boden fallen und sah

Essex mit dem zweiten Knochenmann kämpfen.

Die Klauen umklammerten den Engländer etwa in Höhe der Hüfte. Essex kämpfte gegen das kopflose Wesen. Er hatte seine Hände frei und ließ seine harten Handkanten von oben nach unten rasen.

Volltreffer auf beide Schultern.

Beide Männer vernahmen das Knacken, als die Knochen durchgeschüttelt wurden, und Essex schlug noch einmal zu.

Dann wurde er zurückgeworfen. Den Knöchernen hatte er nicht besiegen können, die Gelenke des alten Druiden schienen aus Stahl zu bestehen, und der Engländer überschlug sich, bevor er wieder auf die Füße kam.

Fritz war zur Seite gegangen und dem zweiten Angreifer, so gut es ging, ausgewichen. »Nimm das Messer!« schrie er seinem Kumpan zu. »Versuch es damit, Mensch!«

Essex kniete am Boden. Seine Hand verschwand unter der Jacke.

Als er sie wieder hervorzog, hielten seine Finger den Griff eines Fallschirmmessers umklammert. Die Klinge war sehr breit und hatte sich in zahlreichen Dschungelkämpfen bewährt.

Auch Fritz wollte nicht aufgeben. Er hatte vorhin gesehen, wie Sam einem Knöchernen den Schädel von den Schultern schlug. Da die Gewehre in der Nähe lagen, wollte der Deutsche das gleiche versuchen.

Er huschte auf eine Waffe zu, riß sie an sich und kreiselte damit herum.

Eiskalt ließ er den Knöchernen kommen.

Dann drosch er zu.

Es war ein Rundschlag, der auch gut traf. Leider nicht den Schädel. Er fegte nur gegen die Knochenarme und schleuderte diese zur Seite. Sofort setzte Fritz nach, kantete das Gewehr und rammte den Kolben vor.

Er hieb gegen den knöchernen Brustkorb.

Diesmal hatte das alte Druidenskelett nichts entgegenzusetzen.

Die Wucht des Stoßes war so groß, daß es weit nach hinten getrieben wurde.

Der Deutsche begann laut zu lachen und setzte sofort nach.

Auch Essex kämpfte. Er hatte sich das kopflose Monstrum vorgenommen, rammte das Gewehr ein paar Mal vor, und es gelang ihm, das Wesen nach hinten zu treiben.

Die Knochen schienen ständig zusammenzuwachsen, damit sich das Skelett einem neuen Angriff stellen konnte.

Vielleicht hätte der Kampf noch eine halbe Stunde gedauert, ohne daß ein Erfolg erzielt worden wäre. Dies wollte der Hüter des Friedhofs nicht zulassen.

Wieder erschien Guywano.

Die Söldner sahen ihn nicht sofort, sie merkten jedoch seine Magie, und die ließ sie vor Entsetzen erstarren.

Plötzlich konnten sie sich nicht mehr bewegen. Sie wollten noch vorgehen, doch sie steckten fest.

Der Boden hatte von einer Sekunde auf die andere seine Gestalt verändert und war zu einer sumpfigen Fläche geworden, die beide Männer gnadenlos festhielt.

Sie waren Gefangene.

Verzweifelt bemühten sie sich, ihre Füße anzuheben. Ein vergebliches Unterfangen, der Boden wirkte wie eine Klammer, und Guywano, Hüter des Druiden-Friedhofs, zeigte sich in seiner ganzen Gestalt. Er stellte sich so hin, daß er von beiden gesehen werden konnte. Eine schillernde Geisterscheinung, die in der rechten Hand einen Dolch mit schwarzer Klinge hielt, dessen Spitze einmal auf den Deutschen und dann wieder auf den Engländer deutete.

»Ich habe euch lange genug am Leben gelassen«, erklärte er mit leiser, dennoch gut zu verstehender Stimme. »Jetzt ist endgültig Schluß damit. Dieses Gebiet gehört mir. Niemand hat das Recht einzudringen, es sei denn, ich würde es ihm erlauben. Davor werde ich mich hüten. Die Menschen haben zu lange die alte Magie der Druiden ignoriert. Nun müssen sie dafür bezahlen.«

Die Söldner begriffen die Sätze. Sie verstanden genau, daß dieses Wesen ihr Todesurteil gesprochen hatte.

Die Gewehre nutzten ihnen nichts mehr, die Fallschirmmesser ebenfalls nichts, und Revolver hatten sie erst gar nicht mitgenommen. Wozu auch, es hätte nichts gebracht.

Guywano war noch nicht fertig. »Ich will etwas hinzufügen«, erklärte er lachend. »Euer Tod soll etwas Besonderes sein. Ich bringe euch nicht um, auch die Skelette nicht, der Friedhof sorgt dafür. Ihr habt gesehen, was sich in den Gräbern der alten Druiden abspielt. Und dort werdet auch ihr hineingezogen. Lebend.«

Guywano hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es schon geschah. Fritz und Essex merkten den Druck und gleichzeitig den Zug an ihren Füßen. Im nächsten Augenblick wurden sie von einer unvorstellbaren Kraft in den Boden gezogen.

Nichts, aber auch gar nichts konnten sie dagegen tun…

***

Wir hatten freie Bahn. Und wir beeilten uns, denn der Schrei des Menschen hatte uns alarmiert.

Bisher hatte sich an der Umgebung äußerlich nichts verändert.

Vielleicht waren wir auch nicht weit genug in den Friedhof hineingelaufen, doch das änderte sich bald.

Am Rande eines langgezogenen Hügelhangs bewegten wir uns im

Laufschritt voran. Suko hatte die Spitze übernommen, Mandra ging dahinter, ich machte den Schluß.

Und Suko war es, der plötzlich stehen blieb.

Fast wäre Mandra gegen ihn gelaufen. Der Inder konnte noch soeben zur Seite abdrehen. Mit seinen Blicken folgte er dem ausgestreckten Zeigefinger des Chinesen, der schräg zu Boden deutete.

»Da«, sagte Suko nur.

Auch ich sah es jetzt.

Vor uns lag eine verbrannte, verkohlte und ausgeschmorte Masse aus Metall und Kunststoff. Hätten wir nicht schon vorher gewußt, was uns erwartete, wäre es kaum möglich gewesen, diese Masse zu identifizieren, aber Sir James hatte uns schließlich einen Hinweis gegeben.

»Das ist der Hubschrauber«, sagte Suko.

»Gewesen!« fügte ich trocken hinzu.

Für einen Moment nahm uns der Anblick gefangen, und ich dachte daran, wie viele Millionen an Steuergeldern für diese Entwicklung verschleudert worden waren.

Für einen Klumpen aus Metall und Kunststoff.

Kaum zu fassen.

»Und jetzt?« fragte Mandra. »Was haben wir von einem Hubschrauber? Wir wollen…«

»Sieh nach rechts!« unterbrach ich den Inder.

Das tat Mandra auch, und der Anblick, der sich unseren Augen bot, war einfach grauenhaft.

Auf dem Boden lag ein Mensch. Ein Kristallstein, bald so hoch wie ein Haus, war über ihn gerollt und hatte ihn durch seinen tonnenschweren Druck einfach zerquetscht.

»Von vier Männern ist gesprochen worden«, sagte der Inder.

»Einer soll schwarz gewesen sein. Und das da ist ein Neger.«

Da gaben wir ihm recht.

Langsam gingen wir vor und waren kaum in die Nähe gekommen, als wir bereits den nächsten Toten sahen.

Einen Torso!

Er trug noch seine Kampfkleidung. Für uns ein Beweis, daß es einen weiteren Söldner erwischt hatte.

»Da räumt jemand furchtbar auf«, sagte Suko. Er blickte weg und murmelte: »Fragt sich nur, wo wir die beiden anderen finden.«

»Möglicherweise auch als Leichen«, sagte Mandra leise.

Damit mußten wir rechnen.

Von der linken Seite her wurde uns etwas entgegengeweht. Es war grüner Brodem, der aus einer Erdspalte drang, die jemand hineingeschlagen hatte.

Dieser Brodem quoll so dicht hervor, daß er uns einen Teil der Sicht

nahm.

Als jedoch Wind aufkam und wie mit langen Fingern in den Brodem hineinblies, wurde unsere Sicht besser.

Wir standen noch auf normalem, festen Untergrund. Was sich allerdings links von uns abspielte, verdiente schon den Ausdruck unheimlich und sagenhaft.

Der Grund war durchsichtig geworden. Seine Materie hatte sich völlig verändert, und wir schauten sprachlos in die Tiefe, wo zahlreiche Druidengräber lagen.

Es erinnerte mich an ein Labyrinth. Die einzelnen Gräber waren durch Gänge und Tunnels miteinander verbunden. Wir sahen dort die eigentlich toten Druiden, wie sie sich voranbewegten und mit leicht torkelnden oder taumelnden Schritten durch die Gänge von Grab zu Grab liefen, um sich gegenseitig zu besuchen.

Die schrecklichsten Gestalten waren darunter. Total vermoderte Wesen, schwarze Skelette, manche auch grünlich schimmernd, mit knöchernen Schädeln versehen, und wir konnten feststellen, daß dieser Friedhof schon einer kleinen Totenstadt glich.

»Hast du eine Vermutung, John?« fragte Mandra.

»Aibon?«

Suko hatte dies gesagt. Ich hob die Schultern. »Das kann ich mir schlecht vorstellen. Aibon ist woanders, in einer anderen Dimension. Ich will daran nicht glauben.«

»Allerdings ist es seltsam, daß dieser Name immer im Zusammenhang mit einer Druidenmagie benutzt wird«, erklärte der Inspektor, und ich gab ihm recht.

Aibon und die Druiden. Das paßte zusammen. Nur wußte ich nicht genau, wie.

Mandra zeigte für unseren Dialog kaum Interesse. Kein Wunder, er wollte seinen zweiten Dolch zurückhaben und suchte deshalb den Hüter des Friedhofs, vor dem uns Peter Gall gewarnt hatte.

Guywano zeigte sich nicht.

Ich stieß meinen Freund Suko an. »Los, wir müssen weiter! Noch haben wir Ruhe.«

Die beiden Freunde waren einverstanden. Unser Standplatz war nicht sehr günstig. Wir hielten uns in einer Senke auf, deshalb war auch unser Blick begrenzt.

Wenn wir etwas erreichen wollten, mußten wir aus dieser Senke heraus. Platz genug war vorhanden, der Friedhof konnte sich noch meilenweit hinziehen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, denn wir hörten seltsame Geräusche. Mandra und Suko standen wie auf dem Sprung.

Was die Laute zu bedeuten hatten, wußten wir leider nicht, aber ich hatte das Gefühl, ein Klappern zu vernehmen.

Hinter einem hohen Stein kamen sie hervor. Es war noch normal und nicht durchsichtig wie der, der einen der Männer begraben hatte. Graues Licht füllte den seltsamen Friedhof aus. Es ließ uns noch die Chance, einiges zu erkennen, und so sahen wir auch die beiden Skelette, die sich uns näherten.

Eins davon besaß keinen Schädel mehr!

Die Knochenmänner hatten uns aufs Korn genommen, denn sie bewegten sich genau auf uns zu.

Es war ein makabrer Anblick, nichts für schwache Nerven, doch so etwas waren wir gewohnt.

Da die Knochen eine gewisse Schwärze besaßen und zudem auch grünlich schimmerten, lag es auf der Hand, daß es die Skelette von begrabenen Druiden waren.

Das sagte auch Suko, als er zur Seite ging und seine Dämonenpeitsche locker in der Hand hielt.

Die Knochenmänner teilten sich.

Der ohne Kopf wandte sich meinem Freund zu, das andere Knochengestell nahm Kurs auf mich.

Nur Mandra Korab blieb verschont, doch der hochgewachsene Inder wollte ebenfalls etwas tun. Er hatte das entdeckt, was uns bisher verborgen gewesen war.

Ein Gewehr!

Es lag am Boden. Eine schwarze Waffe. Ein normales Gewehr konnte es nicht sein, denn es wirkte mir einfach zu klobig.

Also die Neuentwicklung.

Die Laser-Kanone.

Ich konnte mich nicht auf Mandra konzentrieren, denn das Druiden-Skelett wollte mir an den Kragen.

Suko hatte bereits zugeschlagen.

Ich hörte noch das Klatschen, drehte den Kopf und sah, wie die drei Peitschenriemen den Knochenmann trafen. Sie fegten ihn förmlich auseinander. Nach allen Seiten flogen sie davon, prallten zu Boden und vergingen, da sie mit einer Magie in Berührung gekommen waren, der sie nichts entgegensetzen konnten.

Aus den Resten stieg grüner Qualm, als sich die Knochen allmählich auflösten.

Das war geschafft.

Das zweite Skelett existierte noch. Es wollte mir an den Kragen, und ich sah, wie mein Kreuz schwach grün aufleuchtete.

Seltsamerweise reagierte es auf die Druiden-Magie, und das wunderte mich, denn sie war im Prinzip heidnisch und viel älter als dieses silberne Symbol überhaupt.

Da mußte es noch ein Geheimnis geben, das ich bisher nicht hatte lüften können.

Wahrscheinlich hing es mit den Zeichen zusammen, die sich in der Mitte des Kreuzes befanden.

Diese Gedanken schossen durch meinen Kopf, als ich das Skelett auf mich zukommen ließ.

Mandra und Suko schauten zu. Beide standen auf dem Sprung, um eingreifen zu können.

Das brauchten sie nicht.

Sehr dicht sah ich den Schädel vor mir. Ein widerlicher Kopf, schwarz, wie mit Ölfarbe angestrichen. Leer die Augenhöhlen, leer der Mund, ein Loch, wo die Nase gesessen hatte.

Und da hinein rammte ich das Kreuz!

Genau in dem Augenblick, als sich der Knöcherne nach vorn warf und mich mit seinen Armen umschlingen wollte. Er bekam mich noch zu packen, ich spürte den leichten Druck der Berührung, der im nächsten Augenblick verschwand.

Ebenso wie das Skelett.

Es fiel dicht vor mir zusammen. Ein grünes Leuchten lag netzartig zwischen seinen Knochen, hatte einen Schleier gebildet und sorgte dafür, daß der Knöcherne zerstört wurde.

Es war sehr leicht, diese Gegner auszuschalten, und ich atmete auf. Auch dieser Knochenmann strömte einen beißenden Qualm ab, als er für alle Zeiten verging.

»Das war's«, sagte Suko und ließ die Dämonenpeitsche kreisen.

»War ja einfach.«

»Was bei Guywano sicher nicht der Fall sein wird«, gab ich zur Antwort und erntete von Mandra ein zustimmendes Nicken..

»Dann suchen wir ihn«, sagte Suko. Er drehte ab.

Wir wollten nicht über diesen Hang, in dem wir die Gräber sahen, sondern gingen dort entlang, wo er auslief.

Auch der Hang blieb nicht gleich hoch. Er senkte sich in die Richtung, die auch wir genommen hatten. Auf seinem Kamm zeigte er sanfte Rundungen, die uns wie grüne, erstarrte Wellen vorkamen.

Mandra hatte es besonders eilig. Er ging mit langen Schritten voran. Die Muskeln seines geschmeidigen Körpers spielten im Rhythmus seiner Bewegungen.

Mittlerweile war es dunkel geworden. An sich hätten wir nichts sehen können. In diesem Fall allerdings kam uns der »offene«

Friedhof zugute. Aus seiner Tiefe leuchtete das grünliche Druidenlicht bis an die Oberfläche und wies uns den Weg.

Aber auch die Flüche und Schreie zeigten die Richtung an.

Mandra hatte sie ebenfalls vernommen. Er stoppte, schaute sich um, weil er nicht sicher war, aus welcher Richtung er die Laute vernommen hatte.

Suko deutete schräg nach links. »Das kann nur auf dem Hügelkamm

gewesen sein.«

Natürlich dachten wir sofort an die beiden Söldner, die es erwischt hatte. Es gab für unsere Gegner keinen Grund, auch die anderen beiden zu schonen.

Mochten diese Männer auch noch so miese Kerle sein, Killer, Mörder und noch mehr, aber sie waren Menschen. Wenn es eben ging, wollten wir Menschenleben retten, das gehörte einfach zu unseren Pflichten. Dämonen sollten keine Menschen bekommen, sie hatten schon genug Unheil angerichtet.

Um die Stelle zu erreichen, mußten wir den Hang hoch und damit auch über die Gräber gehen, die sich so plastisch unter unseren Füßen abzeichneten.

Auch an diesem Hang lagen zahlreiche Steine, dicke Brocken, die uns leicht erschlagen konnten, wenn sie einmal in Bewegung gerieten. Wir huschten an ihnen vorbei und gelangten auf den Teil des Hangs, der uns einen freien Blick gestattete.

Es war grauenhaft.

Wir sahen, weshalb die Menschen so schrecklich geflucht und geschrien hatten, denn der Hang, auf dem wir standen, war für die beiden Söldner zu einer tödlichen Falle geworden. Sie steckten in ihm fest und schauten nur noch mit dem Restteil ihrer Schultern und den beiden Köpfen hervor, wobei ihre Gesichter uns zugewandt waren und wir den kaum zu beschreibenden Schrecken in ihren Zügen lasen…

Auch wir befanden uns in Gefahr, denn uns konnte sehr leicht das gleiche passieren. Dennoch dachten wir an die Söldner und auch daran, daß wir sie retten mußten.

Suko, Mandra und ich liefen hin. Unter uns bewegten sich die mumienhaften Druiden.

Mein Kreuz strahlte in diesen Augenblicken permanent ein grünes Licht ab, so daß ich das Gefühl bekam, von einem Schutzmantel umgeben zu sein.

Es waren nur wenige Schritte, dann hatten wir die beiden Söldner erreicht.

Bevor wir zupackten, schauten wir nach unten.

Es war schlimm.

Nicht nur der Boden hatte sie in die Tiefe gezerrt, es waren auch untote Druiden, die sich mit den Klauenhänden an die Fußknöchel der Männer geklammert hatten und nicht mehr losließen.

Sie wollten den Tod der Menschen.

Weshalb erwischte es uns nicht? Ich dachte nicht mehr länger darüber nach, denn jede Sekunde war kostbar.

Suko und ich teilten uns die Aufgabe, während Mandra Korab die Umgebung im Auge behielt.

Auf die Knie waren wir gefallen. Ich schaute in ein verzerrtes

Gesicht, in dem sich der Schweiß mit den aus den Augen strömenden Tränen der Wut und Verzweiflung gemischt hatte. Das Haar des Mannes war blond. Er sprach mich an, und ich hörte einen etwas fremden Klang in seiner Stimme. So ähnlich sprach auch Kommissar Mallmann.

Wahrscheinlich war der Mann Deutscher.

»Holt mich raus, verdammt!« keuchte er. »Beeil dich, ich kann nicht mehr.«

Gern hätte ich ihn an den Schultern gefaßt. Es ging nicht mehr, sie waren schon versackt.

Ich warf einen Blick nach links, wo Suko ebenfalls kniete und das gleiche tat wie ich.

Uns beiden blieb nur die Chance, die Gesichter der Männer zu fassen. Es würde schmerzen, aber schlimmer als der Tod konnte es nicht sein.

Ich legte meine Hände auf die Wangen des Söldners. »Jetzt halt mal die Luft an!« keuchte ich. »Vielleicht schaffe ich es.«

»Mach schon!« ächzte er.

Ich zog und preßte gleichzeitig. Da Schweiß auf der Haut lag, bestand die Gefahr, daß meine Hände abrutschten, deshalb preßte ich die Wangen hart zusammen.

Ich versuchte es, hörte den Mann ächzen und erstickt schreien.

Bei Suko geschah das gleiche, und wahrscheinlich erzielte er ebenso wenig einen Erfolg wie ich. Wir bekamen ihn nicht hoch. Die Kraft dieses alten Friedhofs war einfach zu stark.

Suko rutschte ab, verlor das Gleichgewicht und fiel nach hinten.

Er drehte sich, sah mich an und kam wieder auf die Füße. »John, ich werde es mit der Peitsche versuchen, und du mit dem Kreuz. Wenn ich schlage, kann ich vielleicht den Boden aufreißen, und du mußt die Formel…«

»John, Suko!« Ich habe Mandra noch nie so schreien gehört. Wir fuhren herum und sahen das Entsetzliche.

Im Bruchteil einer Sekunde wurde mir klar, weshalb uns der Boden nicht verschlang. Der für uns noch unsichtbar gebliebene Hüter des Friedhofs hatte sich etwas anderes ausgedacht.

Dank seiner kaum zu begreifenden magischen Kraft war es ihm gelungen, drei dieser Riesensteine zu lösen, und die tonnenschweren Stücke rollten genau auf uns zu…

Blieb uns eine Chance?

Es war wie bei einer Lawine. Einmal ins Rollen gekommen, wurde sie immer schneller.

Mandra, Suko und ich standen auf einem schrägen Hang. Es war verdammt schwierig, zu starten und wegzukommen. Zudem mußten wir sehr, sehr schnell sein, parallel zum Hang laufen, denn nach unten konnten wir nicht, die Felsbrocken hätten uns immer eingeholt.

Für die Söldner konnten wir nichts mehr tun. Es sah noch schlechter bei ihnen aus. Bis zum Kinn steckten sie im Boden, starrten nach vorn, und die heranrollenden Steine mußten ihnen wie gewaltige Berge vorkommen.

Sie schrien.

Ich konnte sie verstehen.

Das war der absolute Horror, auch harte Männer wie sie verloren dabei ihre Nerven.

Mandra Korab startete nach links, ich jagte ebenfalls los, weil wir es versuchen mußten.

Vielleicht schaffte es einer von uns. Der Inder möglicherweise, sein Vorsprung war der größte, er hatte auch am günstigsten gestanden.

Suko setzte sich ebenfalls in Bewegung. Der Inspektor hatte den Kopf gedreht, er starrte die drei Steine an und hatte etwas aus seiner Jacke geholt, das er nun in seiner linken Hand hielt.

Es warder Stab!

Unsere Rettung?

Möglicherweise, und Suko brüllte mit Stentorstimme das eine Wort, das alles ändern sollte.

»Topar!«

***

Alles, was sich in Rufweite des Menschen bewegte, der das Wort geschrien hatte, erstarrte, denn die Zeit wurde für genau fünf Sekunden angehalten.

Ob Mensch, Tier oder Materie, diesem magischen Ruf mußte man gehorchen. Auch die Steine.

Plötzlich standen sie still. Es war seltsam, allen Naturgesetzen zum Trotz rollten sie nicht mehr weiter, und sie waren dicht vor den Köpfen der im Boden steckenden Männer zur Ruhe gekommen.

Als einziger war der Rufer in seinen Aktivitäten nicht behindert.

Suko handelte.

Er war sehr schnell. Fünf Sekunden waren eine viel zu kurze Zeit, und er konnte auch keine Rücksicht mehr nehmen.

Zuerst raste der Chinese auf seinen Freund John Sinclair zu. Der Geisterjäger stand ihm am nächsten. Suko erreichte ihn mit einem gewaltigen Sprung, packte ihn an den Hüften, wuchtete ihn hoch, lief drei wankende Schritte und schleuderte den Geister-Jäger mit aller Kraft von sich. Dessen Körper schlug auf den Hang, überrollte sich und rutschte nach unten, weg aus dem unmittelbaren Rollbereich der mörderischen Steine.

Suko wußte nicht, wie viel Zeit vergangen war. Er mußte noch Mandra retten, spurtete auf ihn zu, bekam ihn ebenfalls zu packen, riß ihn mit und mobilisierte seine letzten Kräfte.

Da hörte er den gellenden Schrei.
Weder John noch Mandra hatten ihn ausgestoßen. Es mußte einer der beiden Söldner gewesen sein.
Gleichzeitig ein Beweis, daß die Zeit vorbei war.
Der Inspektor vernahm das schwere Rumpeln, wußte, daß sich die Steine wieder in Bewegung befanden, schleuderte Mandra fort und hechtete selbst auch zu Boden.
Der Schrei verstummte.
Ein Erdbeben schien den unheimlichen Friedhof erfaßt zu haben.
Suko preßte sich gegen den Untergrund, hatte seinen Kopf mit den Armen geschützt und hörte die immer lauter werdenden Geräusche.
Nicht nur die drei Riesensteine rollten heran, sie brachten auch kleinere mit sich. Geröll, Grasbrocken, die sie auf ihrem Weg herausgerissen hatten, und Suko spürte die ersten Schläge, als das Geröll gegen ihn prasselte.
Die ersten Vorläufer der großen Steine, denn plötzlich waren die Felsen da.
Sie rollten vorbei!
Suko spürte den Luftzug, sah die Schatten, hob für einen Moment den Kopf und entdeckte seinen Freund John Sinclair weiter unten am Hang liegend, halb aufgerichtet, den rechten Arm wie zur Abwehr erhoben, aber auch der Geisterjäger lag nicht mehr im direkten Weg der rollenden Felsen.
Die drei Riesenbrocken donnerten in die Senke hinein.
Die Steine wollten nur Leben zerstören.
Und das hatten sie.
Suko schaute nach vorn. Er hätte die beiden Köpfe sehen müssen.
Sie waren verschwunden.
Guywanos Rache war gelungen. Sie hatte auch die letzten beiden Eindringlinge erwischt.
Dem Chinesen rann ein kalter Schauer über den Rücken. Sein Blick begegnete dem des Inders, und Mandra sagte mit leiser Stimme: »Die Rettung habe ich wohl dir zu verdanken.«
Suko winkte ab. »Kaum der Rede wert«, erwiderte er schweratmend, wurde dann abgelenkt, denn er wunderte sich über den Ausdruck in Mandras Augen.
Der Mann aus Indien schaute starr an Suko vorbei. Er hatte seinen Blick auf die Kuppe des Hanges gerichtet.
Auch Suko drehte sich.
Er sah das gleiche wie Mandra Korab.
Guywano!
Wo der Hang sein Ende gefunden hatte, stand er. Und in der rechten Hand hielt er das, was Mandra so sehr suchte.
Den Dolch mit der schwarzen Klinge!

Ich hatte die drei Steine an mir vorbeirollen sehen und nur ein wenig Geröll mitbekommen, das nicht weiter gefährlich war und mich auch nicht behinderte.

Ich lebte.

In diesen Momenten kostete ich das Gefühl aus, atmete tief durch und wurde von einer großen Freude durchströmt.

Geschafft!

Doch nicht ohne Blessuren. Das merkte ich, als ich mich herumwälzte und auf die Füße kommen wollte. Suko mußte mich in einem wahren Bogen geschleudert haben, denn mir taten zahlreiche Knochen weh, und ich schien auf dem ganzen Körper blaue Flecken zu haben. Ich stöhnte, als ich mich schräg hinstellte, damit ich nicht noch abrutschte.

Suko lebte, Mandra lebte!

Leider hatte es zwei Tote gegeben. Die Steine mußten die beiden Söldner überrollt haben. Von ihnen sah ich nämlich nichts. Der Platz, wo ihre Köpfe aus dem Boden geschaut hatten, war leer.

Ich schluckte. All unsere Bemühungen waren umsonst gewesen.

Guywanos schreckliche Rache hatte die Männer getroffen und ins Jenseits gezerrt. Hart mußte ich schlucken, doch das Leben ging weiter, und ich glaubte fest daran, daß die Gefahr noch längst nicht vorbei war. Sicherlich hielt der Hüter dieses Friedhofs noch andere, vielleicht sogar gefährlichere Trümpfe in der Hinterhand.

Suko wartete bereits auf mich. Deshalb ging ich zu ihm. Er hatte auch mit Mandra gesprochen, und ich stellte fest, daß beide Freunde ihre Köpfe drehten, den Hang hochschauten und dorthin blickten, wo er in eine sanfte Kuppe auslief.

Dort stand jemand.

Das mußte Guywano sein!

Ich ging ebenfalls nicht mehr weiter, stoppte etwa drei Yards hinter Suko und schaute mir den Hüter dieses Friedhofs an.

Irgendwie war ich enttäuscht. Ich hätte mehr mit einem schrecklichen Monstrum gerechnet, jedoch nicht mit einer geisterhaften Erscheinung, die einen langen Mantel trug, jedenfalls sah es so aus.

Aus dem »Gesicht« leuchtete es geheimnisvoll und überirdisch. Ich konnte aus der Entfernung die zahlreichen Runzeln und Falten darin erkennen.

Die Gestalt hielt sich aufrecht. Aus meiner Sichtperspektive wirkte sie noch größer, als sie tatsächlich schon war.

Natürlich war das interessant, was sie in der rechten Hand hielt.

Diesen Dolch hatte mein Freund Mandra Korab lange gesucht, seinetwegen hatten wir die zahlreichen Entbehrungen auf uns genommen, und nun befand er sich in Guywanos Hand.

Wie kam er dahin?
Diese Frage beschäftigte mich im Augenblick mehr als die Gestalt selbst, die sich nicht regte und starr auf uns Menschen herabblickte.
So also sah ein mächtiger Druide aus.
Suko und ich waren stehen geblieben. Wir kamen uns wie Akteure auf einer Bühne vor und konnten in der Gestalt des alten Druiden den Regisseur sehen, der alles überblickte.
Mandra wollte nicht mehr passiv bleiben. Er setzte sich in Bewegung. Ich wollte ihn erst noch warnen, verschluckte die Worte, denn was der Mann aus Indien tat, war legitim. Er würde sich das zurückholen wollen, was ihm allein gehörte.
Auch Suko zuckte. Er schien die gleichen Gedanken wie ich zu haben, denn er blieb stehen und wartete auf mich, da ich mich an seine Seite gesellte.
Furchtlos näherte sich Mandra Korab der Gestalt. Seine Hand verschwand unter der Jacke und holte den Dolch hervor.
»Mir scheint, daß er kämpfen will«, flüsterte Suko mir zu und verengte ein wenig die Augen.
»Halt!« Es war der Hüter des Friedhofs, der da gesprochen hatte und nun seinen freien Arm ausstreckte.
Mandra Korab respektierte diesen Befehl und stoppte seine Schritte. Er mußte den Kopf ein wenig in den Nacken legen, um zu Guywano hoch und ihn anschauen zu können.
Furcht zeigte der Inder nicht, denn er ergriff das Wort. »Ich bin gekommen, Guywano, um mir das zurückzuholen, was mir gehört. Es ist der Dolch, den du besitzt.«
Aus dem Mund des Druiden drang Gelächter. »Du willst diese Waffe zurückhaben?«
»Deshalb stehe ich hier!«
»Nein«, sagte Guywano, »das kommt nicht in Frage. Ich werde den Dolch behalten, denn man hat ihn mir nicht umsonst gegeben, das ist gewiss.«
»Wer gab ihn dir denn?«
Der alte Druide lachte. »Ich glaube dir, daß du es gern wissen willst, aber wenn ich dir den Namen sage, wirst du fluchtartig kehrtmachen und verschwinden wollen.«
»Sag ihn trotzdem.«
»Gut, auf deine Verantwortung. Es war Luzifer!«
Nicht nur Mandra Korab zeigte sich geschockt, Suko und ich waren es ebenfalls. Zum erstenmal fiel der Name dieses Wesens, das das absolut Böse überhaupt darstellte.
Luzifer!
Er stand über Asmodis. Er war der gefallene Engel, der die Hölle und das Böse überhaupt repräsentierte. Er hatte sich der Dolche

bemächtigt und sie wieder abgegeben.

Aus welchem Grund?

Mandra Korab zeigte die gleiche Überraschung wie wir. Er drehte den Kopf und warf uns einen fragenden Blick zu. Wir hoben als Antwort die Schultern, mehr konnten wir nicht tun.

»Luzifer!« rief der Inder. »Was will der Höllenherrscher mit meinen Dolchen?«

»Ich kann es dir nicht genau sagen, aber er weiß sehr wohl, daß deine Dolche dem Satan gefährlich werden können. Aus diesem Grunde hat er sie dir abgenommen und sie in zahlreiche Winde, Länder und Dimensionen verstreut. Es haben diejenigen die Dolche bekommen, die sie auch verdienen. Zu den Personen zähle ich dich nicht, Inder!«

»Dann willst du mir den Dolch nicht geben?«

»Nein!«

Nach dieser Antwort entstand eine Pause. Keine Partei wollte nachgeben. Ich kannte Situationen wie diese, und da gab es leider nur ein Mittel.

Den Kampf!

Das wußte auch Mandra! »Da du mir den Dolch nicht freiwillig überlässt, werde ich ihn mir holen, Guywano. Gib acht.«

Der alte Druide lachte grollend, während er zuschaute, wie Mandra auf ihn zukam. »Hast du das Schicksal der vier Männer vergessen?« rief er.

»Ich bin ein anderer!«

Das stimmte. Zudem stand Mandra nicht allein, denn auch für uns war die Zeit gekommen, einzugreifen. Wir wollten nicht mehr länger die Statisten spielen, deshalb lief ich so rasch es ging den Hügel hoch und sah die Augen des alten Druiden auf mich gerichtet.

Er entdeckte auch mein, Kreuz und den grünen Schein, der von seiner Mitte ausging.

»Mach dich nicht unglücklich, Mann mit dem Kreuz!« rief er mir zu. »Hüte dich, Aibon herauszufordern. Dieser Friedhof steht unter dem Schutz des Landes Aibon. Unter dem Schutz des Druiden-Himmels. Wer sich dagegenstellt, bekommt die geballte Macht zu spüren.«

»Ich weiß!« schrie ich ihm entgegen. »Dann gib den Dolch freiwillig heraus!«

»Nie!«

In diesem Augenblick hatte Mandra den alten Druiden erreicht.

Mit einem gewaltigen Satz sprang er ihn an. Den rechten Arm mit dem Dolch vorgestreckt, wollte er die Klinge in die Brust des anderen bohren.

Blitzschnell drehte sich der Druide.

Jetzt mußte es passieren.

Aber auch der alte Hüter des Friedhofs stach zu. So zielte der Dolch, der eigentlich Mandra gehörte, genau auf dessen Brust.

Beide mußten treffen.

Beide trafen nicht.

Mandra Korab bewies seine Reaktionsschnelligkeit. Denn auch seine linke Hand schnellte vor, und sie bekam den Waffenarm des Druiden zu packen. In diesem Augenblick erst sahen wir den Beweis, daß wir es mit keinem Geist zu tun hatten.

Der alte Druide reagierte gleichzeitig. Er blockte Mandras Stoß ebenfalls ab, und für den Bruchteil einer Sekunde standen beide in ihren Haltungen wie zwei Statuen.

Wer hatte die größeren Kräfte?

Mandra!

Wir konnten sehen, wie ein Ruck durch seinen Körper ging und er Guywano nach unten schleuderte. Der alte Druide fiel auf den Rücken, jetzt hatte Mandra gewonnen, das erkannten wir beide, denn wir befanden uns nur wenige Schritte vom Ort des Geschehens entfernt.

Nein, wir hatten die Kraft des Druiden unterschätzt. Urplötzlich spielte er seine eigentlichen Kräfte aus. Mandra zuckte hoch, seine Gestalt wurde plötzlich durchscheinend und war von einem fahlen grünen Licht erfüllt.

Guywano lachte, während er auf dem Rücken lag. »Es ist dein Ende, Mann, ich brauchte dir erst gar nicht den Dolch in den Körper zu stoßen, du schaffst es nicht, du…«

Da waren wir heran.

Und ich hatte das Kreuz.

Noch hatte Mandra Korab sich nicht entmaterialisiert. Nur die Magie erfüllte und verdammte ihn zu Bewegungslosigkeit. Diesen Augenblick nutzte ich aus.

Ich ließ das Kreuz fallen.

Als es sich auf dem Weg nach unten befand, sah ich den Schrecken im Gesicht des alten Druiden, denn er konnte den Kopf nicht mehr zur Seite nehmen.

Es war ein Trick.

Bevor das Kreuz sein Gesicht berührte, hielt ich die schmale Silberkette zwischen Daumen und Zeigefinger fest, so daß das Kreuz etwa eine Fingerlänge vor dem alten Gesicht des Druiden zur Ruhe kam und über ihm schwebte.

Ich sagte nichts, aber mein Gesichtsausdruck deutete an, daß es mir ernst war.

Der lappige Mund des alten Druiden verzog sich. Es war eine hasserfüllte Geste, und ich sah, daß Sukos Schatten auf uns fiel. Mit schlagbereiter Dämonenpeitsche stand der Chinese neben uns.

»Nimm den Zauber zurück!« flüsterte ich scharf. »Sonst vergesse ich

mich und werde dich mit dem Kreuz attackieren…«

Er lachte böse. »Es kann mich nicht töten, es kann…«

»Wirklich nicht?« Ich ließ das Kreuz um eine Idee tiefer sinken und sorgte für Angst bei meinem Gegner. Das erkannte ich in seinen Augen. Er zischte etwas, das ich nicht verstehen konnte, und mein Lächeln fiel kalt und hart aus.

»Nimmst du ihn zurück?«

Unsere Blicke bohrten sich ineinander. Einer von uns mußte einen Rückzieher machen.

Ich spürte nichts mehr. Merkte keinen Wind, roch nicht das Gras und kam mir vor wie auf einer einsamen Insel hockend, wo es nur uns beide noch gab.

»Ja…«, ächzte er plötzlich. »Ich nehme den Zauber zurück.«

»Warum nicht gleich so?« sagte ich, behielt aber das Kreuz in seiner Lage und schielte nur zur Seite, wo ich Mandra Korab sah, der sich weiterhin nicht rührte, dessen Gestalt sich allerdings festigte, wobei auch das grüne Leuchten aus seinem Körper verschwand.

In den nächsten beiden Sekunden war unser Freund wieder normal.

Wie er reagierte, bekam ich nicht mit, denn ich stellte meine zweite Bedingung.

»Den Dolch!«

»Neiiinn, ich…«

»Gib ihn her!«

Da griff Suko ein. Bevor sich der alte Druide versah, hatte ihm der Chinese die Waffe aus der Hand gewunden, und nun war Guywano so gut wie waffenlos. Dennoch gab er nicht auf.

»Ich werde sie aus den Gräbern holen!« brüllte er. »Aibon läßt mich nicht im Stich. Es hat mich geschickt, es…«

»Willst du sterben?«

Er verstummte.

Dafür vernahm ich nun Mandras Stimme. »Ich werde ihn töten!«

Während dieser Worte fiel er neben mir auf die Knie, hob die Hand mit dem Dolch, doch mein »Nein, nicht!« stoppte ihn.

Für einen Moment schien die Zeit einzufrieren. Bis Mandra mich erstaunt anschaute und flüsternd fragte:

»Du willst ihn am Leben lassen, John Sinclair?«

»Das will ich.«

»Dann nenne mir den Grund.«

»Er heißt Aibon«, erklärte ich und fügte nichts mehr hinzu, denn ich konnte es mir nicht leisten, diesen geheimnisvollen Kontinent mit all seinen noch vorhandenen Rätseln als Feind zu besitzen.

Suko legte seine Hand auf Mandras Schulter. »Laß ihn«, sagte der Chinese, »John hat seine Gründe.«

Da war Mandra einverstanden. Er hatte den zweiten Dolch

zurückbekommen, mehr wollte er nicht.

Ich schaute Guywano ins Gesicht. »Du hast es gehört«, sagte ich.

»Wir lassen dich laufen, aber hüte dich, noch einmal als Feind unseren Weg zu kreuzen.«

Als ich das Kreuz weggenommen hatte, stand er schweigend auf, schaute uns aus grüngrauen Augen an, drehte sich um und ging schweigend davon. Der alte Druide schritt den Hang an der rückwärtigen Seite hinab, wurde plötzlich kleiner.

Der Friedhof schluckte ihn.

Wir atmeten tief durch. Das hatten wir geschafft. Stolz hielt Mandra seinen zweiten Dolch in der Hand.

»Nur noch fünf«, sagte er.

»Und wo finden wir die?«

Er hob die Schultern. Auch Suko und ich hätten keine andere Antwort geben können.

Später, als wieder alles normal war und nichts darauf hinwies, was sich unter der Erde verbarg, fragte Suko mich: »Bereust du es eigentlich, Guywano die Freiheit geschenkt zu haben?«

»Nein, auf keinen Fall. Wer weiß, wozu es noch einmal gut sein wird. Es ist besser, wenn wir einige Pluspunkte in Aibon haben…«

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 300 »Sieben Dolche für den Teufel«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 196 »Die Mörderklaue«